II. Jahrgang 14. Dezember 1901 Heft 11

AP 30 .L68 v.2 no.11

# Der Lotse

## Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

### Inhalt:


| | Seite |
|---|---|
| **Zur Abwehr.** Professor Paul Kehr | 321 |
| **Frauen im Gewerbe-Aufsichtsdienst.** Helene Simon | 326 |
| **Zur künstlerischen Kultur des Lebens.** Hans Strobl | 332 |
| **Stefan George.** Ludwig Klages | 336 |
| **Aus Liebe.** Friedrich Franz Knebusch | 342 |
| **Wolzogens „Buntes Theater" in Berlin.** Leo Feld | 347 |
| **Spanien.** S. v. H. | 349 |


---

**Redaktion: C. Mönckeberg und Dr. Heckscher**
**Verlag: Alfred Janssen, Hamburg**

**Bezugspreis 3 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 30 Pfennig.**

# Der Lotse

## Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt **Mk. 3.—** für das Vierteljahr, Ausland **Mk. 4.50.**

Einzelne Hefte kosten **30 Pf.**

Jeder Halbjahrsband wird geb. für **Mk. 7.—** geliefert.

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

**Adresse der Redaktion: Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76 II.**

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I. 388) — erwünscht.



Von den Mitarbeitern des „Lotsen" seien erwähnt

Dr. Th. Achelis-Bremen — Prof. G. Adler-Kiel — Hermann Bahr-Wien — Peter Behrens-Darmstadt — Ed. Bernstein-Berlin — Prof. E. Bethe-Basel — Dr. Albr. Bethe-Straßburg — Prof. Blondel-Paris — Helene Böhlau-München — Prof. Braun-Straßburg — Prof. Brentano-München — Prof. Breysig-Berlin — Dir. Brinckmann-Hamburg — Carl Bulcke-Altona — Dr. H. Bulthaupt-Bremen — H. St. Chamberlain-Wien — Prof. Cohn-Göttingen — Prof. Dessoir-Berlin — Prof. Ehrenberg-Rostock — Dr. H. Embden-Hamburg — Otto Ernst-Hamburg — Dr. E Ertl-Graz — Gustav Falke-Hamburg — C. Ferdinands-Bonn — Prof. Foerster-Berlin — J. Folnesics-Wien Ilse Frapan-Zürich — Georg Fuchs-Darmstadt — Maximilian Fuhrmann-Altona — Dr Joh. Gefficken-Hamburg Paul Geisler-Posen — Dr. R. Graul-Leipzig — Leo Greiner-München — Hauptmann Dr. Günther-Bern — — Landesrat Hansen-Kiel — Ernst Hardt-Athen — Alfred Georg Hartmann-München — Prof. Hasbach-Kiel — Prof. Hensel-Heidelberg — W. Holzamer-Heppenheim — S. v. H.-Frankfurt — Dr. J. Jastrow-Charlottenburg — Max Kalbeck-Wien — Direktor Kautzsch-Leipzig — Wolfgang Kirchbach-Berlin — Prof. Koester-Leipzig — Dir. Kraepelin-Hamburg — Gustav Kühl-Berlin — Lothar von Kunowski-München — Prof. Lamprecht-Leipzig — Prof. Lange-Tübingen — Dr. C. F. Lehmann — Dr. F. von der Leyen-München — Dir. Lichtwark-Hamburg — Detlev von Liliencron-Altona Prof. Litzmann-Bonn — Prof. Lotz-München — Prof. Marcks-Leipzig — C. Ferd. Morawe-Darmstadt — Börries Frh. von Münchhausen-Windischleuba — Prof. Münsterberg-Cambridge (U. S. A.) — Pfarrer a. D. Naumann-Berlin — Momme Nissen-Hamburg — Dr. C. Nörrenberg-Kiel — Herm. Obrist-München — Oda Olberg-Genua — G. Frh. von Ompteda-Dresden — Dr. M. Osborn-Berlin — Dr. G. Pauli-Bremen — Prof. Paulsen-Berlin — Dr. G. Pfeffer-Hamburg — Prof. v. Philippovich-Wien — Prof. Platter-Zürich — Dr. F. Poppenberg-Charlottenburg — Prof. W. Rein-Jena — Emil Richter-Leipzig — E. Freiin von Richthofen-Karlsruhe — Prof. Rickert-Freiburg — Prof. Riehl-Halle — R. M. Rilke-Schmargendorf — Peter Rosegger-Graz — Dr. Karl Schäfer-Bremen — Wilhelm Schäfer-Düsseldorf — Paul Scheerbart-Breege — Prof. Schmoller-Berlin — Prof. Schneegans-Würzburg — Arthur Schnitzler-Wien — Wilhelm von Scholz-Konstanz — Paul Schulze-Naumburg-Berlin — Dr. G. Seelig-Hamburg — Dr. Arthur Seidl-München — Prof. Sering-Berlin — Franz Servaes-Wien — Camillo Sitte-Wien — Prof. Stein-Bern — Dr. Alex. Tille-Bonn — Prof. Ferd. Tönnies-Altona — Dr. H. Ubell-Graz — Prof. Waentig-Greifswald — Prof. A. Wagner-Berlin — C. von Wartenberg-Berlin — Sidney und Beatrice Webb-London — Dr. M. Wittich-Hamburg — Dr. W. Wittich-Straßburg — Prof. Wölfflin-Berlin — Dir. Woermann-Dresden — Prof. Zitelmann-Bonn.



# Hamburgischer Lorbeerkranz

Drei kleine Dramen in Versen

(Anschar — Datt lütte Rümeken — Hamburg Phoenix)

von **Carl Mönckeberg**

Buchschmuck von Arthur Illies.

Als Manuskript gedruckt und nur bei **Alfred Janssen, Hamburg,** Kaiser-Wilhelmstrasse 76 II. zu kaufen.

**Preis Drei Mark.**

**GICHT!** Was sagt der Arzt? Nach Bad Salzschlirf oder eine Haus-Trink-Kur mit Salzschlirfer Bonifacius.



THE GETTY CENTER
LIBRARY

# DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur · Redigirt von

Carl Mönckeberg und Dr. S. Heckscher

Kunst und Wissenschaft Volkswirtschaft und Politik

II. Jahrgang 14. Dezember 1901. Heft 11



Der Nachdruck ganzer Beiträge ist verboten, genaue Quellenangabe bei jeder Entlehnung erforderlich


## Zur Abwehr

Herr Professor A. Michaelis von der Straßburger Universität hat (im „Lotsen", II, 8) gelegentlich einer kritischen Erörterung des Falles Spahn einen Angriff gegen den, allerdings nicht ausdrücklich genannten, aber doch deutlich bezeichneten Ministerialdirektor Althoff und sein Regime gerichtet, den ohne Widerspruch zu lassen ich mich nicht entschließen kann.

„Es ist außerhalb der akademischen Kreise nur wenig bekannt, welche grundstürzenden Veränderungen seit neunzehn Jahren in der Verwaltung der preußischen Universitäten vorgegangen sind. Das alte Vorschlagsrecht der Fakultäten ist völlig illusorisch geworden, ihre hergebrachte Selbstbestimmung gänzlich vernichtet; an Stelle der Fakultäten, als der sachkundigen Berater und Antragsteller, sind die zum Teil der Wissenschaft ganz fernstehenden Juristen am grünen Tisch getreten, die fast unumschränkt das Geschick der preußischen Universitäten und damit eines großen Teiles der deutschen Wissenschaft lenken. Mögen auch manche Körperschaften es für zweckmäßig erachten, den Träger dieses neuen Kurses mit Ehren zu überschütten: an welche deutsche Universität man auch kommt, da hallt es wider von Empörung über dies früher unerhörte Regiment, dessen Schilderung einst das schwärzeste Blatt in der Geschichte der preußischen Universitäten füllen wird. Überall treten einem Beispiele in Fülle entgegen von den dabei beliebten Mitteln: Grobheiten, Einschüchterungen, Drohungen, Reverse, die die Freiheit des Berufenen einschränken oder seine Interessen schädigen, Strafprofessuren usw. Von einem gegenseitigen Vertrauen zwischen den Universitäten und der Unterrichtsverwaltung ist kaum mehr die Rede, bureaukratische Gewalt ist an die Stelle der einst freien und blühenden akademischen Selbstbestimmung getreten."

Ist diese Schilderung zutreffend, sind diese angeblichen Thatsachen wahr? Ich empfinde die Pflicht, darauf zu antworten, nicht nur als

preußischer Professor und nicht nur, weil mehrere meiner Kollegen mich darum gebeten haben. Ich fühle mich mit andern vorzüglich als Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften getroffen, gegen die Herr Michaelis einen nur leicht verhüllten Vorwurf gerichtet hat. Vielleicht habe ich Unrecht, immer aber so gut wie Herr Kollege Michaelis das Recht, meine Meinung zu sagen. Es ist mir gleichgültig, daß ich mich damit höchstwahrscheinlich der Gefahr eines starken Mißverständnisses aussetze, indem ich viele meiner Kollegen über meine Offenheit verdrießlich mache und Herrn Althoff mit dem, was ich sage, keine Freude; indessen da meine Konduite hüben wie drüben gleich belastet ist, so kann ich's am ehesten wagen.

Die Anklage des Herrn Kollegen Michaelis gegen Althoff ist zugleich eine Anklage gegen alle preußischen Universitäten. Hat sich denn keine einzige preußische Fakultät in diesen neunzehn Jahren systematischer Vergewaltigung durch Herrn Althoff in lautem Protest erhoben? Hat denn keine einzige preußische Universität gewagt, ihre Pflicht zu thun? Sind wir preußischen Professoren Memmen und Knechte des Herrn Althoff, daß keiner von ihnen in diesen vier Lustren den Mut gefunden hat, offen und ehrlich gegen diese scheußlichen Zustände zu protestieren? Nach der Meinung des Herrn Michaelis verhält es sich in der That so. Er erklärt (S. 228):

„Die ältere Generation hat sich dort in das Unvermeidliche gefügt, die jüngere kennt es schon nicht anders und hat sich daran gewöhnt, dergleichen Mißstände als gegeben zu betrachten. So sieht man also auch nichts Besonderes darin, wenn es anderen nicht besser ergeht. Denn man würde doch gewiß den preußischen Kollegen Unrecht thun, wollte man ihnen gar die Empfindungen jenes Gasthofsbesitzers zutrauen, der sich freute, daß die anderen Gasthöfe nun auch Wanzen hätten."

Ganz richtig, so schlecht sind wir nicht. Aber auch das möge Herr Michaelis nur glauben, daß Mut und Überzeugungstreue sogar innerhalb der schwarz-weißen Grenzpfähle noch vorhanden sind, und daß diese Tugenden nicht bloß in Straßburg und an den süddeutschen Universitäten gedeihen. Wenn die preußischen Kollegen nicht so schnell und bereitwillig in die Papiertrompeten der Entrüstung blasen, mag das zum Teil am norddeutschen Naturell hängen, wahrscheinlicher aber in den größeren und verantwortlicheren Verhältnissen liegen, in denen sie leben.

Aber betrachten wir lieber die Anklagen im einzelnen.

Das alte Vorschlagsrecht der Fakultäten sei völlig illusorisch geworden, sagt Herr Michaelis. Seitdem ich die Ehre habe, Mitglied der philosophischen Fakultät in Göttingen zu sein, habe ich so oft Gelegenheit gehabt, mich an Vorschlägen zu beteiligen, daß ich jene Äußerung des Herrn Michaelis überhaupt nicht verstehe. Er will wohl sagen, daß man im Berliner Ministerium die Vorschläge der Fakultäten grundsätzlich ignoriere. Aber auch das ist nicht richtig. Gewiß ist es zuweilen — in Göttingen übrigens, wie ich aus den Akten der Fakultät weiß, sehr selten — vorgekommen, daß wir mit unseren Vorschlägen nicht durchgedrungen sind. In der Regel war unsere Ansicht gewiß besser als die des Ministeriums, ausnahms-

weise aber, gestehen wir es nur, war der Minister doch klüger als der Professor. Wie kommt denn überhaupt eine Berufung zu stande? Die nächsten Fachleute in der Fakultät, manchmal auch erst nach einem untereinander geschlossenen Kompromiß, bringen ihre Wünsche und Meinungen an die Kollegen; je nach dem Vertrauen, das sie genießen, und nach dem Einfluß, den sie haben, werden ihre Vorschläge im Plenum angenommen oder modifiziert. Sind diese Wünsche und Meinungen wirklich immer und überall, nicht nur subjektiv, sondern auch objektiv, die besten? Gewiß sind die elenden Vetternschaften der guten alten Zeit (ich wage nicht zu sagen längst) überwunden; so grobe fleischliche Sünden begeht so leicht keine Fakultät mehr, daß sie Söhne und Schwiegersöhne von Professoren bloß um ihrer Provenienz willen offen begünstige; im Gegenteil, es ist wohl vorgekommen, daß solche Verwandtschaft als üble Mitgift gewirkt hat. Aber wer da weiß, wie die Dinge in Wirklichkeit gehen, kann ein Lied singen von der Herrschaft und dem Einfluß der großen Schulhäupter. Haben wir nicht Zeiten gehabt, da ein einzelner Gelehrter die Professuren seines Fachs besetzte, indem er den Fakultäten bei Vakanzen seine Kandidaten nominierte? Haben wir nicht in der Wissenschaft vorherrschende Richtungen, welche die entgegengesetzte Richtung bei Berufungen grundsätzlich ausschließen? Sind wir nicht alle Menschen von persönlichen Neigungen und Abneigungen oft unerträglich einseitiger Art? Lieben wir und befördern wir vielleicht unsere litterarischen Gegner, unsere Kritiker, unsere Konkurrenten? Wer fühlte sich zu solch unmenschlicher Tugend nicht allezeit fähig? Und da soll das Ministerium blind und unbesehen unsere Vorschläge ausführen? Ich denke, es thut nur seine Pflicht, wenn es mittels fremder Gutachten und durch sonstige Ermittelungen zunächst den objektiven Wert der Fakultätsvorschläge festzustellen sucht. Da haben wir die beiden Faktoren, die allein zu glücklicher und richtiger Besetzung der Professuren führen können: gute Vorschläge der Fakultäten und richtige Orientierung des Dezernenten im Ministerium — darauf läuft alles hinaus. Aber es ist ein Unglück, daß die Fakultäten zuweilen in ihren Vorschlägen irren, und es ist ein Unglück, daß das Ministerium sich zuweilen falsch orientiert. Es ist menschlich, daß die Fakultäten bei ihren Vorschlägen manchmal fremden Einwirkungen unterliegen, und es ist menschlich, daß das Ministerium, an sich noch mehr solchen fremden Einwirkungen vom Hofe, von der Regierung, vom Parlamente, von Interessengruppen, von Vertrauensmännern, von Schulhäuptern und akademischen Zelebritäten her ausgesetzt, solchen Einflüssen weichen muß. Was sollen da die großen Worte? Die Kundigen wissen, daß gerade Herr Althoff in seiner langjährigen Thätigkeit solche schlimmen Einflüsse nach Kräften abgewehrt oder doch möglichst abzuschwächen sich bemüht hat, und dafür hat er in der That nicht die leidenschaftlichen Vorwürfe des Herrn Michaelis, sondern den Dank aller preußischen Fakultäten ohne Ausnahme verdient. Seien wir aufrichtig: wir verdanken seiner starken Hand und seinem grundsätzlichen Mißtrauen, daß wir genötigt sind, unsere Vorschläge so gut und so sachlich zu machen, als wir irgend können. Das ist dem Einzelnen

oft recht ärgerlich und der Gesamtheit sehr unbequem, aber es hängt daran das Heil, die Gesundheit und die Moral der Fakultäten.

Aber Herr Michaelis klagt weiter: die hergebrachte Selbstbestimmung der Fakultäten sei gänzlich vernichtet. Vielleicht liegt es an meiner Jugend (denn ich gehöre zu der Generation, „die es schon nicht anders kennt"), daß ich nicht weiß, in welchen freien Sitten und Zuständen unsere glücklicheren Vorgänger gelebt haben; seitdem ich Professor bin, habe ich irgend ein Selbstbestimmungsrecht der Fakultät — wir haben ja gottlob Statuten — nicht vernichten sehen. Und schließlich, Herr Michaelis möge doch ein wenig die Geschichte der Fakultäten unter Johannes Schulze und Göppert studieren und sich überzeugen, wie es da in Wahrheit mit „der einst freien und blühenden akademischen Selbstbestimmung der Fakultäten" ausgesehen hat.

Und wo und wer sind denn „die zum Teil der Wissenschaft ganz fernstehenden Juristen am grünen Tisch, die jetzt an Stelle der Fakultäten fast unumschränkt das Geschick der preußischen Universitäten und damit eines großen Teiles der deutschen Wissenschaft lenken?" Die bösen Juristen und der grüne Tisch dürfen in einer wirkungsvollen Anklage natürlich niemals fehlen. Meint Herr Michaelis wirklich die Räte im Kultusministerium? Er frage doch diese allmächtigen Tyrannen einmal im Vertrauen nach ihrer „fast unumschränkten" Macht!

Es folgt dann der freundliche Hieb auf die gesinnungslosen Körperschaften, die Herrn Althoff mit ihren Ehren überschüttet haben. Offenkundig sind damit gemeint die Berliner Akademie und die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, die jüngst den Vernichter der Universitätsfreiheit in Preußen zu ihrem Ehrenmitglied gewählt haben. Herr Michaelis ist korrespondierendes Mitglied unserer Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften. Sollte er nicht wissen, daß wir Herrn Althoff die Reorganisation der Gesellschaft verdanken, daß er uns die Mittel für eine größere gelehrte Wirksamkeit erwirkt hat, daß er alle die Jahre hindurch uns mit Rat und That gefördert hat, weit über unsere Hoffnungen hinaus? Übrigens scheint Herr Michaelis ganz übersehen zu haben, daß Herr Althoff auch Ehrendoktor mehrerer preußischer Fakultäten ist, die, statt ein deutsches Manneswort mit ihrem Vergewaltiger zu sprechen, ihm durch Verleihung ihrer höchsten Würden gedankt haben.

Aber wie steht es endlich mit der an den deutschen Universitäten laut widerhallenden Empörung über dieses früher unerhörte Regiment? Gewiß sind wir Professoren manchmal empört. Unser Handwerk macht uns empfindlich, gereizt und eigenwillig, und unsere Überzeugungen erscheinen uns in jedem Augenblick, wo wir auf die feindliche Realität der Dinge stoßen, als höchste Interessen der Nation, der Zivilisation und der Humanität. Ach, wir Professoren haben nun einmal andere Nerven als andere Menschen, und wir sind immer empört, wenn es gegen unsere Meinung geht. Ich bin auch empört gewesen über die Herren in Berlin in der Angelegenheit des römischen Instituts; ich bin auch empört gewesen, daß alle meine Vorstellungen, den kläglichen Etat des meiner Direktion anvertrauten Apparates auf eine dieser Anstalt würdige Höhe zu bringen, im Ministerium den

gewöhnlichen tauben Ohren begegneten; ich bin auch empört gewesen, als ich stundenlang im Sprechzimmer des Kultusministeriums mit grollenden Geheimräten und angstvollen Privatdozenten habe warten müssen. Wie oft bin ich nicht über den Herrn Ministerialdirektor Althoff empört gewesen. Aber wenn ich dann alles später in Ruhe erwog, so gewannen in meinem empörten Gemüt schließlich auch andere und gerechtere und sogar dankbare Stimmungen Raum.

Herr Michaelis wird noch deutlicher; er erinnert an die Grobheiten, Einschüchterungen, Drohungen, Reverse, Strafprofessuren usw. Was mögen sich noch für grausame Gewaltthaten hinter dem „usw." verbergen? Halten wir uns aber zunächst an die genannten. Strafprofessuren? Ich wüßte keinen zur Strafe versetzten Professor. Reverse? Ich habe keinen unterschrieben, der nicht legal, und ich hätte meine Unterschrift verweigert, wenn er nicht vernünftig war. Drohungen? Womit in aller Welt kann ein Ministerialrat einem Professor drohen? Einschüchterungen? Grobheiten? Nun ja, man hat besonders früher über eine gewisse brüske Manier geklagt, und feiner und zarter Empfindende haben sich wohl mit Recht davon verletzt gefühlt, aber wer fällt jetzt noch auf diese kleinen Scherze von Berlin W., Behrenstraße 69, hinein?

Ich sage es vielmehr ehrlich heraus: ich und wohl auch andere freuen uns der kraftvollen, meinetwegen derben Art des Herrn Ministerialdirektors Althoff und seines urwüchsigen Humors, und er möge mir erlauben, wenn es auch ein wenig gegen den Respekt geht, zu sagen, daß mir und anderen ein solcher wirklicher Mensch mit seinen höchst lebendigen Vorzügen und Schwächen tausendmal lieber ist, als ein preußisches Geheimratsschemen. Es ehrt den preußischen Staat, daß in seiner bureaukratischen Hierarchie eine so originale und bedeutende Persönlichkeit so lange sich hat behaupten können, trotz so vieler Anläufe, ihn aus dem Sattel zu heben. Aber lassen wir die Äußerlichkeiten; die Frage ist allein die: hat dieser Mann die preußischen Universitäten und die deutsche Wissenschaft gehoben oder geschädigt?

Das wird nur die Nachwelt zu beantworten vermögen. Wir Mitfühlenden und Mitleidenden haben kein sicheres Urteil, nur eine subjektive Meinung. Aber ich bin gewiß, daß nicht wenige meiner Kollegen mir zustimmen werden, wenn ich meine Meinung dahin ausspreche, daß die preußischen Universitäten in Herrn Althoff den klügsten, thatkräftigsten und wohlmeinendsten Förderer gehabt haben und glücklicher Weise noch besitzen, einen Mann von weitem Blick, von großartiger Unbefangenheit und von persönlichem Wohlwollen. Er ist kein Professor der Ethik, denn er steht mitten im ringenden Leben, das er nur durch Kompromisse zu meistern vermag, und mitten in einem Ansturm von Forderungen und Wünschen, von denen er Erfüllung zwar vielen zu versprechen, aber nur wenigen zu halten im stande ist. Er steht in einem politischen Amt, das heute ohne Schädigung oder doch Nichtachtung der Interessen einzelner, vielleicht selbst vieler, überhaupt nicht geführt werden kann. Wir haben die Konsequenzen davon in Gestalt jener „politischen" Berufungen und anderer Maßregeln,

über deren Beurteilung niemand im Zweifel ist: aber ist daran wirklich die Willkür des Einzelnen schuld und nicht vielmehr der Staat, die Gesellschaft, ihre legitimen und illegitimen Bedürfnisse und Interessen? Mit der patriarchalischen Exklusivität der guten alten Zeit ist es leider an unseren Universitäten ein für allemal vorbei. Den gesunden wie den kranken Gewalten des öffentlichen Lebens können sie sich nicht mehr entziehen; belastet oder beglückt, je nachdem wie man will, mit Frauenstudium, Technik, lateinloser Kultur und politischen Professuren, marschieren sie ins zwanzigste Jahrhundert. Aber je größer die Gegensätze mit ihren vermehrten persönlichen Reibungen geworden sind, um so mehr haben wir die Pflicht, uns zu besinnen nicht auf die kleinen Schwächen, sondern auf die großen Verdienste des einzelnen Mannes. Was Herr Althoff Gutes und Großartiges gewirkt, wie vielen Talenten er Luft und Licht gegeben, in welchem Umfange er wissenschaftliche Unternehmungen gefördert hat, das hat gewiß der eine und andere an sich erlebt, und darum wird er in schuldiger Dankbarkeit einen ungerechten Angriff von ihm gern, auch unter Einsetzung der eigenen Person, abwehren, die preußischen Universitäten in ihrer Gesamtheit aber werden es in vollem Maße erst empfinden, wenn seine starke Hand sie nicht mehr schützt.

Göttingen, den 25. November 1901

Professor Dr. P. Kehr

---

# Frauen im Gewerbe-Aufsichtsdienst

Das Jahrhundert der aufblühenden Gewerbefreiheit war auch der Schöpfer neuer Eingriffe. Noch war die letzte Zunftschranke nicht gefallen, als grausige Mißbräuche der Ausbeutungsfreiheit schon um Abhilfe schrieen. Und während das Manchestertum die größten Erfolge feiert, entsteht aus seinem Schoße selbst sein scheinbarer Gegensatz, in Wahrheit aber seine unerläßliche Ergänzung und Hüter seines fortschrittlichen Bestands: der staatliche Arbeiterschutz.

Heute hat die Idee, den Arbeiter vor der Übermacht des Kapitals durch das Gesetz zu wahren, große Herrschaft in der sozialpolitischen Debatte gewonnen. Es scheint, als ob ihre Befürwortung in immer weiteren Kreisen Wurzel fasse. Indessen, man täusche sich nicht. Der Geist des Laisser faire ist keineswegs überwunden. Er änderte nur Schauplatz und Beweisführung. Er hat die wissenschaftliche Tribüne mit der parlamentarischen vertauscht. Vor allem: er kämpft weniger mit Grundsätzen, als früher; mit tausend praktischen Erwägungen, Vorwänden, Umgehungen wehrt er sich gegen jede neue Beeinträchtigung seiner Domäne. Wenn das gesetzliche Vorgehen oft kleinlich, die Zahl der Erlasse und Verordnungen schier unübersehbar ist, so nicht deshalb, weil zu viel, sondern weil zu

ängstlich regiert wird, weil sich jeder Eingriff im vorsichtigsten Gewand auf Umwegen einschleichen muß.

Die Stellungnahme der organisierten Arbeiter gegenüber der Fabrik- und Werkstättengesetzgebung ist symptomatisch für ihre Bedeutung. Die Arbeiter wissen am besten, was der Staatsschutz ihnen gebracht, — am besten, was er ihnen noch bringen muß.

Neben dem Ausbau des Gesetzes ist die Gestaltung und Anpassungsfähigkeit der Aufsichtsbehörde von steigender Bedeutung. Die Ansprüche des Dienstes wachsen stetig, sowohl der Menge, als auch der Art nach. Und deshalb bedarf es nicht nur einer Vermehrung der Beamtenzahl, sondern auch einer Heranziehung verschiedenartiger Kräfte: Arbeiter, Ärzte, Frauen.

Die Arbeiter haben die Kenntnis des inneren, des täglichen Lebens im Betrieb voraus. Sie blicken hinter die Potemkin'schen Dörfer, die man dem Gewerbeinspektor noch immer baut. Sie können, neben praktischen Winken, die psychologische Basis des Aufsichtsdienstes erheblich vertiefen. Zum Teil werden Inspektoren oder Assistenten aus dem Arbeiterstand heute allerdings in etwas, wenn auch keineswegs ausreichend, durch die Mitarbeit von Gewerkschaften, Sekretariaten etc. ersetzt.

Wie dringend erforderlich der ärztliche Anteil ist, zeigt wieder ein jüngst von dem französischen Arbeitsamt veröffentlichtes Werk über „Industrielle Gifte" und ihre verheerende Wirkung. In England leitet seit zwei Jahren ein Oberarzt die gewerbeärztliche Thätigkeit mit gutem Erfolg. Deutschlands Rückstand in dieser Richtung weist die 1899 gemachte Erhebung über „die Beschäftigung verheirateter Frauen in Fabriken". In einigen Bezirken versagten die befragten Ärzte völlig, in andern waren ihre Auskünfte unzulänglich. Diese Erhebung bestätigt die auch sonst gemeldete starke Zunahme der Frauenarbeit. Sie bringt uns ferner die oft betonte Notwendigkeit, den Einfluß der gewerblichen Arbeit auf den Organismus sowohl der Ehefrauen, als der Mädchen stetig und sorgfältig zu prüfen, erschreckend nahe.

Für die Überwachung der vermehrten und vermannigfaltigten Frauenarbeit im allgemeinen und für die erwähnten Untersuchungen ward Anstellung von Inspektorinnen gefordert.

In den letzten Jahren verhallte diese seit lange von der Arbeiter- und Frauenbewegung gemachte Forderung nicht mehr ungehört. Unter verschiedener Motivierung und in verschiedener Gestalt fand sie Berücksichtigung. In Deutschland sind wir noch im Stadium des Versuchs. In Amerika, mehr noch in England, ist es im wesentlichen überschritten.

Amerika kann mit seinem durch eine wechselnde Politik bestimmten Verwaltungsmodus für uns nur insoweit in Betracht kommen, als sich weibliche Aufsichtskräfte dort glänzend bewährten. „Die tüchtigsten Inspektoren der Fabrikinspektionsbehörde von Illinois waren drei Damen und drei Herren." Florence Kelley, die Schriftstellerin, die diese Mitteilung im Jahre 1897 machte, hat selbst in bahnbrechender Weise als Inspektorin gewirkt, bis politische Intriguen sie um ihren mit Kraft und Hingabe

ausgeübten Posten brachten. In ihrem Aufsatz über „die weibliche Fabrikinspektion in den Vereinigten Staaten" (Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, Bd. 11, 1897) behandelt Frau Kelley zunächst die Frage des Rechts an den Beruf und des Befähigungsnachweises. Den letzten erklärt sie als erbracht und damit das erste gegeben. Zu dem zweiten Gesichtspunkt, unter dem man für weibliche Beamten eintrat, verhält sie sich ablehnend: Förderung der persönlichen Berührung des Inspektorates mit den Arbeiterinnen. Ihre Erfahrungen ergaben keinen Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Behörden hinsichtlich der Entgegennahme von Beschwerden. Aber sie wünscht ihn auch nicht. Denn: „wir sind keine beratende, sondern eine exekutive Behörde".

Hat dieser Satz in gewissen Grenzen auch für Deutschland Geltung, so weist er doch auf einen von dem unsrigen sehr abweichenden Charakter der behördlichen Aufgaben. In Deutschland wird vielleicht die exekutive Seite — Durchführung der Staatsgesetze (die Thatsache, daß die deutschen Aufsichtsbeamten keine richterlichen Befugnisse haben, ist in diesem Sinne nur von formaler Bedeutung) — zu gunsten einer beratenden und vermittelnden Stellung zu matt betont. Zum Teil erklärt dies der Gegensatz zur Gewerbepolizei als einer rein exekutiven Behörde.

Die vollkommenste Verschmelzung bietet England. Dort sind die Inspektoren ebenso unerbittliche Vollstrecker der Gesetze, als Berater der Unternehmer und des Gesetzgebers. Vor allem: sie stehen in ständiger Beziehung zu den Arbeitern und ihren Vertretern. Hier spielte denn auch der obenerwähnte zweite Gesichtspunkt für die Anstellung von Inspektorinnen eine bedeutsame Rolle. Die dem Inspektor gegenüber behauptete Zurückhaltung der Arbeiterin galt es zu brechen, einem dringenden Bedürfnis der Arbeiterinnen-Fürsorge sollte begegnet werden.

Wurden in den Vereinigten Staaten die Inspektorinnen dem Aufsichtsstab ohne weiteres eingegliedert, so ging man in England an die Bildung einer Sonderbehörde auf Grund einer Arbeitsteilung zwischen männlichen und weiblichen Aufgaben. Sie hatten zunächst Anlagen mit hauptsächlich Frauenarbeit im ganzen Lande, unabhängig von den männlichen Kollegen, zu revidieren und wurden mit Untersuchung gesundheitsgefährlicher Industrieen betraut. Sie selbst haben dann das Versuchsfeld ausgebaut und sich einen ausgiebigen und stetig sich erweiternden Thatbereich geschaffen. Zu den Prüfungen gefährlicher Gewerbe traten solche der Hausindustrie, besonders auch mühselige und anstrengende Pionierarbeit unter den weit zerstreuten, unmenschlich ausgebeuteten irischen Bauern, Opfern des Truckſystems. Wir blicken in Zustände, wie sie Anfang des 19. Jahrhunderts nicht schlimmer waren. Zu diesem sogenannten peripatetischen Pflichtenkreis der weiblichen Inspektion ist seit zwei Jahren Überwachung aller Wasch- und Konfektions-Fabriken und Werkstätten eines ausgedehnten Londoner Distrikts getreten. Die sechs Inspektorinnen bilden heute unter einer Oberinspektorin eine eigene Abteilung, deren Jahresbericht zu den interessantesten und unterrichtendsten Kapiteln des Blaubuchs zählt. Gerade die Beschwerden der anfänglich zögernden Arbeiterinnen mehren

sich von Jahr zu Jahr und bezeugen das schnell gewonnene und mächtig wachsende Vertrauen in Wollen und Können der Beamtinnen. Ihr persönlicher Verkehr mit den Arbeiterinnen und der Besuch der Heime hat hinsichtlich der Rückstände und Umgehungen des Gesetzes ungemein aufklärend gewirkt, die Kenntnis von der Lebenshaltung ganzer sozialer Schichten und der Einwirkung der gewerblichen Frauenarbeit sehr vertieft. Und rückhaltlos kann gesagt werden: obzwar die Gestaltung des weiblichen Aufsichtsdienstes sich auch in England noch im Flusse befindet, so ist er doch schon heute, nach nicht einem Dezennium, ein großer Erfolg. Ja, er war es schon nach zwei Jahren. Woraus erklärt er sich? Nach Florence Kelley fand die Erschließung des Amtes in den Vereinigten Staaten vorzüglich geeignete und geschulte Kräfte für seine Besetzung vor. Ähnlich in England. Die ersten Inspektorinnen waren bahnbrechend, nicht als Frauen, sondern als selten begabte, theoretisch und praktisch vorgebildete Frauen. Sie erfaßten ihre Aufgabe mit der reformatorischen Wärme, die sie als Sozialpolitiker ausgezeichnet und ihre Wahl bestimmt hatte. Diese Einführung war entscheidend. Denn die ersten Inspektorinnen waren maßgebend für die Ernennung und Anleitung ihrer Nachfolger, blieben Seele und Richtschnur der weiblichen Abteilung.

In Deutschland ward für die Zulassung zu der Gewerbe-Aufsicht vielfach agitiert auf Grund englischer Erfahrungen. Dagegen schlossen sich die Regierungen bei der Auswahl der vor zwei Jahren erstmalig ernannten Assistentinnen in keiner Weise dem englischen Vorbild an. Man hätte es auch nur in beschränktem Maße vermocht. Denn noch unlängst zeigte sich, daß die Führerinnen des Frauenstudiums die für eine süddeutsche Vakanz in Aussicht genommene Ärztin oder Soziologin nicht nachweisen konnten. In der Hauptsache ward indes anfänglich, Baden ausgenommen, in allen Bundesstaaten von wissenschaftlicher Ausbildung abgesehen. Es wurden meist Direktricen und Werkmeisterinnen als Assistentinnen ernannt, zum Teil auch Frauen, über deren Vorthätigkeit oder Qualifikation nichts bekannt war. An sich wäre die Wahl geeigneter Kräfte aus der Arbeiterklasse zu befürworten. „Als beste und thätigste Fabrikinspektorinnen", teilt Florence Kelley mit, „haben sich die aus der Arbeiterklasse hervorgegangenen bewährt, die von den Gewerkvereinen für ihren Posten vorgeschlagen wurden." Ihre Stellung den Unternehmern gegenüber wird aber als sehr schwierig geschildert. Und wahrscheinlich würden die Schwierigkeiten in Deutschland noch größer sein. Allein hier kamen Frauen, deren Vorthätigkeit in der Arbeiterbewegung eine Gewähr ihrer Sachkunde und Thatfreude bot, überhaupt nicht in Frage. Und die Aussichten derartiger Kandidaten bleiben in absehbarer Zeit gering. Trotzdem dürfen die organisierten Arbeiter sich nicht mit der bloßen Forderung, Inspektorinnen aus ihren Reihen anzustellen, begnügen. Sie müssen ständig geeignete Frauen in Vorschlag bringen. Dasselbe gilt für die Frauenbewegung. Es ist wirklich nicht erhebend, wenn bei allem Fanfarenblasen im gegebenen Augenblick die qualifizierten Bewerber fehlen. Natürlich ist auch die Rechnung mit der wahrscheinlichen Zurückweisung unerquicklich.

Allein das Opfer darf nicht gescheut werden. Der Nachweis, daß bei der Wahl der Beamtinnen nicht ihre Qualifikation den Ausschlag gebe, ist unerläßlich gegenüber Bemühungen, die Institution an sich als unwirksam hinzustellen oder ihre Erfolge auf Jahrzehnte abzuschwächen.

Indes die geeigneten Kräfte allein genügen nicht. Fast ebenso entscheidend ist die Art der Anstellung. An der Unzulänglichkeit der Befugnisse scheitert unter Umständen auch das beste Können. So sollte z. B. in Sachsen die Aufgabe der „weiblichen Vertrauenspersonen bis auf weiteres darin bestehen, Beschwerden, Wünsche etc., welche die Arbeiterinnen den Beamten der Gewerbeinspektionen nicht direkt vortragen wollen, mündlich oder schriftlich entgegenzunehmen". Mit dem einzigen Erfolg, daß sich eine der Versuchsdamen nach dreimonatlicher Karenz entschloß, „zu ihrer Information und um nicht beschäftigungslos zu bleiben", eine Anzahl Betriebe aufzusuchen.

Und selbst da, wo die Assistentin bessere Möglichkeit der Bethätigung hatte, ist es schwer, ein Urteil über ihre Leistungen zu gewinnen, weil sie in den Jahresberichten gar nicht oder nur verschwindend zu Worte kommt. Einzig in Württemberg lieferte sie ein selbständiges Referat. In den übrigen Berichten sind die Beamtinnen zum Teil in der Einleitung in anerkennender Weise erwähnt. Zum Teil enthält der Text zerstreute Mitteilungen über ihre Revisionen. Andere Referenten, so der badische Inspektor, verhalten sich angesichts der Kürze der Neuerung noch abwartend. Hier wie in Preußen werden Sachkenntnis und ruhiges, sicheres Auftreten der Beamtinnen erwähnt.

Im wesentlichen ergiebt sich ein günstiges, mit Rücksicht auf die Sachlage sogar ein recht günstiges Bild. Doch begegnen wir, ganz abgesehen von einigen Fällen, in denen die eigenen Mitteilungen der Assistentinnen ziemlich geringe Erfahrung oder Einsicht bekunden, auch Ausstellungen der Berichterstatter. Meist sind sie leicht auf Mißgriffe in der Personenwahl, die unhaltbare Form der Anstellung oder beides zurückzuführen. Vereinzelt scheinen auch Vorurteile den Referenten zum mindesten ungeduldig oder wenig entgegenkommend zu stimmen. Bei der Abhängigkeit der Assistentin von ihrem Vorgesetzten gewinnt es natürlich die einschneidendste Bedeutung, ob und wie weit er geneigt ist, sie bei Gewinnung des Terrains zu unterstützen. Der Schwerpunkt aller Anstände gipfelt darin, es habe sich ein Bedürfnis der Arbeiterin nach weiblicher Aufsicht nicht gezeigt, die Inspektorin flöße die gleiche Scheu wie der Inspektor ein. Abgesehen von englischen Erfahrungen, liegen aber gerade in dieser Richtung auch für Deutschland einige besonders erfreuliche Urteile vor: „Durch den direkten Verkehr der Assistentin mit vielen Arbeiterinnen sind manche Mißstände und Mängel aufgefunden und beseitigt worden, deren Vorhandensein wohl dem männlichen Beamten entgangen wäre." (Bezirk Darmstadt, 1899.) „Die Zuteilung eines weiblichen Aufsichtsbeamten zu der Gewerbeinspektion bei der Gewinnung des Materials (über die Beschäftigung verheirateter Frauen in Fabriken) hat sich von großem Vorteil gezeigt. Der bei dieser Gelegenheit gepflogene Verkehr der Assistentin mit den Arbeiterinnen hat

die Thätigkeit der staatlichen Aufsicht den Arbeiterinnen näher gerückt und in Bezug auf wirtschaftliche, gesellschaftliche und sittliche Fragen den Aufsichtsbeamten ein ungetrübtes Bild der thatsächlichen Verhältnisse an die Hand gegeben, ihnen damit zugleich eine wesentliche Handhabe bei der Beurteilung einschlägiger Angelegenheiten geliefert." (Bezirk Offenbach, Hessen, 1899.) „Namentlich über die Hausindustrie enthalten die Einzelberichte der Assistentinnen eine Reihe von wertvollen Beobachtungen." (Bayern, 1900.) Ein völliges Versagen melden im Gegensatz zu ihren Kollegen die Inspektoren des Mainzer und Gießener Bezirks. Auch die preußischen Beamten sind mehr oder weniger der Meinung, „daß ein Bedürfnis nach weiblicher Fabrikaufsicht noch nicht fühlbar geworden ist".

Das besagt nichts gegen seinen Bestand. Man bedenke, wie oft es nicht Wort findet, die zahllosen Umstände, die seine Äußerung hemmen. Zeitungsannoncen, selbst wiederholte öffentliche Hinweise reichen wahrlich nicht aus, neue Institutionen und Hilfsmittel dem Bewußtsein überarbeiteter Frauen nahe zu bringen. Die Inspektorin selbst muß es thun. Dazu gehört Fähigkeit, Zeit, Gelegenheit, vor allem sachkundiges Verständnis, Beziehungen zur Arbeiterklasse, die sich nicht plötzlich knüpfen. Und ihre Aufgabe ist nicht erschöpft, wenn sie dem Bedürfniß entgegenkommt. Sie soll es auch wecken, wo es schlummert; sie soll die Arbeiterin mit Wesen und Inhalt des Staatsschutzes vertraut machen, sie zur Beschwerde über seine Umgehung und Mißhelligkeiten heranziehen. Diese Mission erfüllen heute an vielen Orten, besonders in den Großstädten, Beschwerdekommissionen der organisierten Arbeiter. Wo sie fehlen, klafft meist ein tiefer Spalt zwischen der Arbeiterin und der Kenntnis ihrer Rechte.

Und je unvorbereiteter der Boden ist, desto mehr bedarf es der sicheren, der liebevollen, geduldigen Hand. Die unerfahrene Inspektorin wird Lehrgeld zahlen müssen. Und auch vorgeschulte Beamte werden nicht morgen ernten, was sie heute säen.

Um so wichtiger ist es, Klarheit darüber zu gewinnen, daß man in Deutschland an die betreffende Förderung der „vornehmsten Aufgabe des Arbeiterschutzes" zum Teil mit untauglichen Mitteln heranging, daß Personenwahl und Art der Anstellung im wesentlichen eine rasche Entwicklung, ähnlich der englischen, ausschließen. Indes teile ich nicht die verschiedentlich geäußerte Befürchtung einer Verwässerung der ganzen Institution. Davor schützt wohl die sympathische Stellungnahme einiger führender Inspektoren. Wie in anderen Beziehungen werden sie auch hier Einfluß ausüben. Hoffentlich geben sie im nächsten Jahre ein genaueres Bild der weiblichen Aufsichtsthätigkeit. Wünschenswert wäre, daß die Beamtinnen nach englischem und württembergischem Beispiel der Öffentlichkeit selbständig Rechenschaft ablegten.

„Die Arbeiterinnen", führt der badische Inspektor Fuchs aus, „bedürfen sicher eines höheren staatlichen Schutzes als der männliche Arbeiter. Dies bezieht sich nicht nur auf besondere gesetzliche Vorschläge, sondern namentlich auf die Gestaltung der Vollzugsorganisation nach den Bedürfnissen ihres Geschlechtes. Es müßte daher Aufgabe eines

weiblichen Beamtenkorps sein, die Wirkung der gewerblichen Arbeit auf den weiblichen Organismus eingehender zu prüfen, ihren Einfluß auf das Familienleben und den Kulturzustand der Arbeiterklasse zu untersuchen und die Ergebnisse in entsprechender Weise zur Darstellung zu bringen".

Fuchs sieht also ein Arbeitsgebiet für die Inspektorinnen nicht in der schon bisher „in befriedigender Weise" geübten Revisionsthätigkeit, sondern in speziellen Untersuchungen, für die wissenschaftlich geschulte Kräfte erforderlich seien. Ohne die Bedeutung dieser Untersuchungen zu unterschätzen, glaube ich, daß auch die Überwachung der Frauenarbeit, vor allem in kleineren Betrieben industriereicher Gegenden, noch ein unermeßliches Feld der Reformen bietet, auf dem gerade die Mithilfe von in dem gewerblichen Leben aufgewachsenen weiblichen Personen sehr wertvoll werden kann. Zu leicht täuschen gewisse Fortschritte darüber, wie die Übelstände immer neue Schlupfwinkel finden, wie die Entwicklung der Industrie selbst stetig neue Feinde der Wohlfahrt erzeugt, hinter denen das Gesetz und seine Durchführung weit zurückbleibt.

Für ihre Bekämpfung ist das Heranziehen frischer Truppen noch in einem anderen als dem erörterten Sinne von Zeit zu Zeit nützlich. Sie sind geeignet, im allgemeinen als Sporn zu wirken, das ganze Niveau der leicht erschlaffenden Routinethätigkeit zu heben, dem öffentlichen Interesse neue Anregung zu geben und es in fortschrittlichem Sinne zu bestimmen.

Berlin — Helene Simon

---

# Zur künstlerischen Kultur des Lebens

Das mag uns wohl als das hervorragendste Unterscheidungszeichen unserer Zeit von der der Renaissance erscheinen: jenes unersättliche Streben nach Mitteilung unserer erworbenen Güter, diese ernstgemeinten Versuche, die großen Massen durch Popularisierung bisher monopoler Gebiete an unseren neuen Werten in Wissenschaft, Kunst und Leben Anteil nehmen zu lassen. Ich sehe auch in den Versuchen zur Lösung sozialer, ökonomischer Fragen nichts, was sich hier nicht einordnen ließe. Auch hier sehe ich nur das Streben nach Erschließung bisher monopoler Gebiete, wirtschaftlicher Selbständigkeit und gleichmäßiger Ermöglichung aller Lebensfunktionen für die Masse. Trotz Stirner und Nietzsche nehmen die Kunst und die Künste immer weniger auf die Einsamen und Einzigen, auf die Renaissancemenschen, Bedacht, als auf die Vielen. Darum ist heute dreiviertel aller in Erscheinung tretenden Kunst — „angewandte Kunst". Weil die Befriedigung und Erziehung der künstlerischen Instinkte der Masse aus ökonomischen Gründen eben hier und nur von hier aus begonnen werden kann. Es ist unleugbar, daß sich so ein Abglanz der „freien Kunst" um die Gegenstände des täglichen Gebrauches legt, daß die künstlerische Kultur des Alltags steigt, aber es ist auch nicht zu verkennen, daß die Rückwirkung dieser Umstände auf Kunst und Künstler eine verflachende ist. Das

Kunstgewerbe gerät in Manier und Schablone, die freie Kunst spannt sich selbst vor den Karren verschiedener Schulen, an Stelle tiefinnersten Ringens mit dem Stoff und Schaffens unter Schweiß und Geburtswehen tritt sorgloses Hinschmieren nach berühmten Meistern — aus der nächsten Umgebung.

Gegen diese drohende Verflachung kämpft das Buch Lothar von Kunowskis, Durch Kunst zum Leben, VI. Gesetz, Freiheit und Sittlichkeit des künstlerischen Schaffens (Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig, 1901). Es ist ein Buch, anregend und aufregend, wie wenige. Für jene, die es ernst mit ihrer eigenen und der Erziehung ihrer Zeit zur künstlerischen Kultur des Lebens meinen, ein Gegenstand der Freude und auch oft des grimmigen Widerspruches. „Wir wollen zugleich eine neue, noch nie geschaute, eine allgemein verständliche und eine vornehme Kunst." Ein kühnes Programm! Nicht mehr und nicht weniger als eine Erziehung der Allgemeinheit durch eine neue und allen verständliche Kunst zu innerer Vornehmheit. Doch zuerst muß die Erziehung des Künstlers selbst vollendet sein. Dieser ist das Buch Kunowskis gewidmet. Zur Kunst gehört eine große, geläuterte Weltanschauung. Diese Forderung ist uns wohl allen geläufig geworden, und nur der krasseste Dilettantismus oder verbohrteste Dünkel glaubt von einem Genieeckchen aus, ohne Zusammenhang mit den Dingen, die Welt erobern zu können. Als höchstes Beispiel einer Universalität des Geistes schwebt Kunowski immer Leonardo da Vinci vor. Dessen Wort: „die Malerei ist eine Wissenschaft", scheint ihm den Schlüssel zu einer neuen Blüte der Kunst zu enthalten. Jede Kunst ist ihm zur Hälfte Wissenschaft, und mit einem heiligen Eifer und Ernst verweist er nun auf die Gleichheit zwischen den geistigen Vorgängen bei Gedanken über Kunst und Wissenschaft und deduziert daraus die völlige Übereinstimmung von beiden. Dabei vergißt Kunowski, daß wohl eine Gleichheit von geistigen Vorgängen existiert, aber erst von einem gewissen Punkt ab. Was vor diesem Punkte liegt, wird bei der Wissenschaft durch die logischen Methoden der Deduktion und Induktion aus gegebenen Werten gewonnen, bei der Kunst hingegen durch den keinerlei logischer Formel unterworfenen Vorgang der Intuition plötzlich gegeben. In seiner Vergleichung zwischen den beiden verwandten und in ihrer Wurzel, wie ich glaube, doch so wesensverschiedenen Gebieten glaubt Kunowski gar die Parallele ziehen zu dürfen: was der Begriff gegenüber dem begrifflichen Denken, ist der bildliche Typus gegenüber der Anschauung. Den Typus hält er für etwas Lernbares und glaubt überhaupt in einer Weise an Typen aller verschiedenen Dinge und Zustände, die an die Ideenlehre Platos anschließt. Der Typus ist ihm gewissermaßen die bildliche Idee des Dinges oder Vorganges. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen und Kunstwerke erklärt sich nun aus den Modifikationen dieser Typen-Ideen durch die Individualität des dargestellten oder seienden Objektes. Eine Fülle von Anregungen und eigentümlichen, originellen Auffassungen von Dingen, über die man längst die Akten geschlossen glaubte. Ein Buch, das durch seinen tiefen Ernst zum ernsten Beifall und ernsten Widerspruch herausfordert, das aufregt und doch neben der künstlerischen Gschnaslitteratur unserer Tage beruhigend wirkt, wie ein tiefer Orgelton.

Versucht Kunowski so auf die Erziehung des Künstlers klärend und begriffsbildend zu wirken, so beschäftigt sich Ellen Key in ihrer neuen Essaysammlung „Die Wenigen und die Vielen" (S. Fischers Verlag, Berlin, 1901)

mit der Erziehung des Publikums und zwar des einzelnen Individuums und der Masse. Schon der erste, namengebende Essay ist bezeichnend. Key kennzeichnet zuerst die hervorragendsten Strömungen der beiden großen, kulturbildenden Faktoren: Selbstgefühl und Mitgefühl in der Neuzeit. Auf der einen Seite Nietzsche und den Anarchismus, auf der andern Tolstoj und den Sozialismus. Diesen Parteien gegenüber vertritt die Schriftstellerin ihren Standpunkt. Es ist der Standpunkt des geistvollen Kompromisses. Vermehrtes Selbstgefühl des Individuums muß es zur Anerkennung seiner Pflichten gegen andere, vermehrtes Mitgefühl mit anderen zur schärferen Anforderung seiner eigenen Rechte bringen. Und umgekehrt wird auch die Masse sich ihrer Rechte und Pflichten gegen den einzelnen besser bewußt werden müssen. Eine solche harmonische Ausgleichung der individualistischen und sozialen Strömungen wird erst die Grundlage einer neuen wirtschaftlichen und ethischen Kultur bilden können. Die vier ersten Essays: „Die Wenigen und die Vielen", „Selbstbehauptung und Selbstaufopferung", „Ibsens Individualismus", „Requiem", verfolgen diesen Gedanken, die drei folgenden: „Konventionelle Weiblichkeit", „Die Reaktion gegen die Frauenfrage", „Der Torpedo unter der Arche", wenden ihre erst allgemein für das Individuum schlechthin entwickelten Grundsätze auf das Individuum Weib an. Sie sieht die Regeneration unserer Kultur in einer Vermehrung der Entwicklungsmöglichkeiten für das Weib, nicht nur auf materiellem Gebiete, sondern auch durch eine geänderte Auffassung der Ehe auf diesem, dem eigentlichsten Gebiet des Weibes. Mit unerschütterlichem Optimismus predigt die geistreiche Schwedin hier von den Bedingungen zu einer nicht mehr weit abliegenden friedlichen Umwälzung der Gesellschaft. Die folgenden Essays behandeln einzelne Lebensäußerungen unserer unvollkommenen Gesellschaft, an denen aufgezeigt wird, wie viel uns noch von dem Ideal einer künstlerischen Kultur trennt. Interessant ist der Essay: „Das Volk und die Kunst" mit seiner aristokratischen Forderung: nicht die Kunst zum Volk hinab, sondern das Volk zur Kunst hinauf. Es ist das Buch einer starken Persönlichkeit. Daß die breite Heerstraße nicht immer vermieden werden konnte, bringen wohl die Stoffe mit sich. Übrigens — der Starke wandert auch auf der Heerstraße allein. Die Übersetzung der Francis Maro ist tadellos.

Nach der geistreichen Vielseitigkeit der Ellen Key die geniale Einseitigkeit Ruskins. (John Ruskin, „Der Kranz von Olivenzweigen". Vier Vorträge über Industrie und Krieg. Übersetzt von Anna Henschke. Der ausgewählten Werke III. Band. Verlag E. Diederichs, Leipzig.) Diese Einseitigkeit, nicht im Erfassen der Werte der Vergangenheit, sondern in der Prägung der Werte für die Zukunft. Die Kultur ist ihm in ihrem höchsten Sinn nicht wirtschaftliche, nicht soziale Kultur, sondern vor allem und einzig künstlerische Kultur. Die ideale Menschheit, die Ruskin erziehen möchte, ist eine solche, in der jedem Einzelnen sein volles Maß an künstlerischem Genuß zu teil wird. Die Kunst ist ihm Zeichen der Höhe einer Nation: „Es giebt keine Laster und keine Schwächen, von denen eine Nation befallen wird, die nicht für alle Zeit ihren deutlichen Ausdruck fänden, sei es in schlechter Kunst, oder Mangel an Kunst. So mißt ihm die Kunst auch die Moral eines Volkes, wie ihm „der Geschmack eine moralische Eigenschaft" ist. Mit diesem Maßstab wertet nun Ruskin alle Erscheinungen des Lebens. In dem ersten Vortrag „Arbeit" wendet sich Ruskin gegen den Götzen der unvernünftigen und nutzlosen Arbeit. Und nutzlos ist ihm alle Arbeit, die nicht zu Er-

höhung der Lebensfreudigkeit des Individuums führt. So besteht vor diesem Grundsatz nur die Landwirtschaft und die gewerbliche Handarbeit. Alle Industriearbeit ist schädlich, nutzlos und verderblich und häuft nur den Reichtum in den Händen einzelner. Die Vorträge „Handel", „Krieg" und „Englands Zukunft" sind nur die konsequente Durchführung dieser Gedanken auf anderen Gebieten. Ruskins Ideal ist ein romantisches. Immer und immer wieder kommt er auf die gotische Architektur mit Begeisterung zurück. Unsere moderne Geldwirtschaft möchte er zurückverwandeln in die Naturalwirtschaft des Mittelalters. Nicht aus Frömmelei oder aus historischen Instinkten, sondern weil er aus jenen Zuständen die machtvollen Individualitäten hervorgehen sieht, die ihm zu einer Umschöpfung unserer künstlerischen Kultur notwendig scheinen. Den besonderen Reiz der vier Vorträge dieses Bandes bewirkt der Zauber des lebendigen Wortes, den die Übersetzerin glücklich zu bewahren verstanden hat.

Zu den drei Büchern, die sich mit der Erziehung zur Kunst und mit den Bedingungen einer neuen künstlerischen Kultur beschäftigen, noch eines, das uns etwas von ihren Voraussetzungen, von ihrem Werdegang erzählt. Theodor Volbehrs Buch: Das Verlangen nach einer neuen deutschen Kunst. Ein Vermächtnis des achtzehnten Jahrhunderts. (Verlag bei Eugen Diederichs. Leizig, 1901) ist eines der warmherzigen Bücher, die wir lieb gewinnen, wie einen treuen Freund. Den scheinbar trockenen Stoff, in den unzähligen kunstphilosophischen und ästhetischen Werken des achtzehnten Jahrhunderts auf die ersten Anzeichen der Auffassung von der Kunst in unseren Tagen zu kommen, hat Volbehr belebt und mit einem so liebenswürdigen, diskreten Ich durchdrungen, daß wir aus dem Bannkreis dieser eigenartigen Buchpersönlichkeit nicht entkommen. Das Verlangen nach einer neuen deutschen Kunst, nach unserer neuen deutschen Kunst im achtzehnten Jahrhundert. Es ist die alte Geschichte! Bei jeder großen Bewegung vertritt die große Masse denkfaul und unwissend das „bewährte Alte". Bis dann einer kommt und haarklein nachweist, „daß das bewährte Alte" in seinen Gipfelpersönlichkeiten und Höhepunkten auf genau dasselbe hinauswollte, was die viel verlästerten und beschrieenen „Neuen" ebenfalls wollen. Wenn dieser Nachweis einem so klipp und klar und unanfechtbar gelingt, wie Volbehr, dann ist das eine That, wie wenn ein Held sich selbst ein gutes Schwert schmiedet. Wie sich aus den schiefen und unzeitgemäßen Ideen Lessings, Winckelmanns, Hagedorns, Raphael Mengs' über Hamann, Herder, Heinse, Wackenroder, Tieck und Goethe eine neue Kunstauffassung entwickelt, bis sie endlich von A. W. Schlegel wissenschaftlich formuliert wird: „Die Kunst erscheint überall an ein nationales und lokales Element gebunden, also unter Beschränkungen", und: „Ein jedes Kunstwerk muß aus seinem Standpunkt betrachtet werden; es braucht nicht ein absolut Höchstes zu erreichen, es ist vollendet, wenn es ein Höchstes in seiner Art, seiner Sphäre, seiner Welt ist", — das ist bewunderungswürdig und ganz unschwerfällig durchgeführt. Und diese Sätze selbst! Die sind ja eben das Resultat unseres jahrzehntelangen Ringens um die neue Kunst. So ist der Ring geschlossen. Wir wissen, daß unser Streben nach einer künstlerischen Kultur des Lebens, nach einer lebendigen Auffassung von der Kunst nicht in der Luft hängt, daß es nicht das Hirngespinst einiger effektbedürftigen Narren, sondern das Resultat einer Entwickelung ist.

Brünn Dr. Karl Hans Strobl

# Stefan George*

Wenn wir von Stefan George handelnd einiges über jene Mächte sagen, die in allem aus der Tiefe schöpfenden Wandel wirksam sind, so geschieht es, weil wir nur so einem rechnenden Zeitalter intuitive Art zu nähern glauben. Auch bereitwilligste Anerkennung sprachlicher Schönheiten oder sogenannter Gefühlstiefe würde einen George mißverstehen, so lange sie nicht voll erfuhr den immergleichen Seelengrund, der hier blasse und glimmende Wellen an die Küste des Bewußtseins treibt.

Daß George nach etwa fünfzig Jahren sangloser Roheit für die Deutschen den Vers wiederfand, erschiene denjenigen gering, welche im dichterischen Gebilde nichts anderes als eine regelvollere Art der Mitteilung erblicken. Aber gerade damit wäre, worauf es ankommt, übersehen: „gebundene Rede" gab es immer; sie wurde vorzüglich von solchen am lautesten und bei unpassender Gelegenheit geübt, die ihre Unfruchtbarkeit zu verhehlen gedachten, wenn sie, mitschmausend am Tische der Großen, die abgelernte Weise etwas eindringlich zur Schau trügen. Ihr Geist — nicht einmal ahnend die furchtbaren Spannungen, die sich in rhythmischer Raserei entladen — ließ sich schaukeln von der durch drei oder vier Schaffende „gebildeten Sprache". Einschläfernd glatte Wortfolgen und großprahlerische Redensarten (Liebe, Weltschmerz etc.) verbargen dem Parvenügeschmack der Massen durch fast zwei Menschenalter, daß nicht Seele in ihnen wob, sondern temperamentvolle Wohlhäbigkeit.** Und wenn die Dichtung als Ausfluß bannender Ekstasen tief in Verfall geriet, so trug mehr denn Widersacherei daran Schuld der frevelhafte Ehrgeiz dürftiger Reimköche.

Seit der Protestantismus geschäftig ist, das Leben seiner Geheimnisse zu entkleiden und die Welt „aufzuklären", sind Künstler und Philosophen suchende Fremdlinge geworden. Geknechtet unter eine „falsche Auffassung der Wirklichkeit" (George), verwirrt vor den immer drohenderen Zurüstungen der sogenannten Wissenschaft, weinen sie gleich verstoßenen Kindern über dem planlosen Schwanken ihres noch blumenhaften Seins oder zerren entartet an seiner Wurzel.

Selbst unsere „Klassiker" hatten zu den weitesten Würfen ihrer unbewachteren Momente nicht den Mut. Ihre großen und gewichtigen Worte finden sich oft an verkehrten Örtern und befremden zuweilen wie in bürgerlich saubere Wohnräume verstreute Kostbarkeiten. Goethes zweiter Faust ist voll von offenbarendem Wissen und zielt als Ganzes auf triste Nützlichkeitslehren ab. Wohl dämmerte mißdeutetes Urgedächtnis in den Traumerhellungen jener Nachtwandler und Abenteurer, welche man die

---

* Wer sich für Probleme, welche wir in diesem Aufsatz nur streifen konnten, näher interessiert, den verweisen wir auf unser soeben bei Georg Bondi (Berlin) erschienenes Buch über Stefan George.

** Es versteht sich von selbst, daß gewisse größere Namen nicht mitgemeint sind. An dem Gesamtaussehen der gekennzeichneten Epoche vermochten sie nichts zu ändern.

Romantiker nennt. Aber seine Zeit war um, sein Ausklang glich einem Fieberlallen. Was noch von geheimen Feuern sog im Herzen der Dome — es erfror und erblich vor der schneidenden Helle des ewigen Arbeitstages, den eine leerere Menschenart siegend als „Fortschritt" pries. Und als ob die gleiche Kraft, die einst dämonisch begeistet Wunder that, nun selbst in Verneinung umgeschlagen wäre, so sehen wir ringende Schar an ihrer Gottlosigkeit sich promethidisch berauschen. Aus der atomfältigen Zerrissenheit der Dinge durch zielvolle Willkür eine neue Einheit zu erzwingen, war der verwegene Gedanke, der die naturalistischen Führer aus den verschossenen Gemächern epigonaler Kunsttradition hinaustrieb in das Gewühl der großen Straßen, ja selbst in die Museumskammern der Gelehrsamkeit. Wer fühlt nicht die vergebliche Tapferkeit dieser Männer, wenn sie zwischen dem Keuchen der Dampfpfeifen und Räder mit unerbittlich gefurchten Stirnen an einem Bilde meißelten! Es ward kein Bild, sondern nur die Sehnsucht darnach hören wir aus ihren Werken in tausendfachen Qualen stöhnen. Niemals weicht in ihren Zügen dieser gramvolle Ernst dem Wetterleuchten der Verzückung.

Wir halten ein, um naheliegendem Mißverständnis zu wehren. Auf den Niedergang jener Schule folgte die noch weit üblere Vorliebe für geblähte Schwächlichkeit. Eleganter Idealismus blasierter Söhne führt das Wort. Blutlose Intellekte haben sich der sogenannten Ästhetik und einer dürren „Psychologie" bemächtigt. Hinter umgehängter „Geistigkeit" verbirgt sich Siechtum der Instinkte. Aus diesem Lager vernehmen wir vom zierenden Sinn der Künste, von der „Distanz zum Leben" (Nietzsche meinte anderes damit), von der beglückenden Geometrie der Gefühle und was dergleichen mehr ist. Man glaubt Schönheit zu sehen, wo sich verbogene Körper zu dekorativen Papageien putzen. Auf so windigen Schleichwegen erlügt sich der Bluts- und Rassenverfall seinen Flitter des Rechts. Geschah ähnliches in den Tagen des sich zersetzenden Griechentums, oder was meinte sonst der priesterliche Plato mit dem Wort der Verachtung: „Thyrsusträger sind viele, doch echte Begeisterte nur wenig".

Und doch haben sich in der Tiefe sonderbare Wandlungen vollzogen. An welche Thore hörten wir die rasenden Schwerthiebe Nietzsche-Zarathustras hämmern? Und blicken nicht aus phosphornen Augen die unmenschlichen Elemente in den mythischen Bildern Böcklins?

Während die Verwesung um sich greift und Aasgeier in den Lüften rauschen, hob wie unter dem Alpdruck finsterer Träume uralte Erinnerung ihr schweres Augenlid. — Aufruhr der Seelen — verbotener als die mageren Irrtümer des Atheismus — reift fremdes Wissen: daß Leben ein Dienst der Götter, eine Feier der Gläubigen — daß Kunst sinnfällige Zeichensprache religiöser Erhebungen sei. Und wir sehen hie und da ein Wort im Sein erglühen und staunen über die Schemenhaftigkeit des Denkens.

Erst spätere Zeit wird als wahrhaft denkwürdig erfassen, daß zu Ende des Jahrhunderts der Arbeit in Deutschland eine Dichtergestalt hervortreten konnte, an der das machinale Menschentum wie nicht vorhanden

abglitt — eine Dichtergestalt, welche wie aus den frühen Tagen der Renaissance heraus, umschattet vom farbigen Rauch noch triumphierender Kirchlichkeit, verweltlichter Sprache das Pathos der Lithurgie abzwingt. Man weiß nicht, soll man sich mehr über dies starke Orchester wundern, das immer noch schläft hinter dem blechernen Lärm blos mitteilender Rede, oder mehr über die mystische Erweckungskraft herrischen Bildnertums, das einem im Zeitungswesen zum Jargon verderbten Idiom von neuem den „Ton der Tempel" einhaucht? Nachdem geschlechterlang der Vers zum grell bemalten Gefäß banaler Gedanken erniedrigt war, steht einer auf, der unter kältester Verachtung des Sinnes kultliche Spracherlebnisse für Dichtung auszugeben wagt. Und nicht, wie etwa in Hölderlin, sind es die überschwänglichen Augenblicke einer im Weltweben leicht mitzitternden Seele — sondern bei fast phantasieloser Triebstrenge des Erlebens scheint der Dichter völlig der unzerteilbaren Sphäre einer erhabeneren Notwendigkeit anzugehören. Man kann sie beschreiben — nicht verstehen.

Sie ist breit genug, um aus fast anderthalb Jahrtausenden europäischer Kultur Stoffe zu ziehen. Sie ruft Bilder im Zwielicht eines zwischen Auf- und Niedergang rätselnden Heidentums — sie weiß um die inwendigen Lüste mönchisch sich kasteiender Entsagung — sie entflammt sich zum dolchzückenden Haß kalt-rächenden Dogenhochmuts und sie wittert um die galanten Feste des achtzehnten Jahrhunderts. Wenn auch ein historischer Fortgang des Künstlers aus mehr antikischer zu mehr katholischer Sinnlichkeit unverkennbar ist — es bleibt doch eine hieratische Festlichkeit: dort im Blutrausch erglühend, hier zur Inbrunst anbetend-segnender Entrücktheit erhoben. Aber sie scheint von alle diesem die trauernde Hoheit zu sein oder das seherische Auge, dem jedes Einzelne, wenn es schon im Purpur aller Lüste brennt, nur Sinnenkleid eines wandelnd Ewigen ist. Ob uns Leidenschaften umbrausen oder wehvolles Gedenken verklingt: es ist, damit an ihm — ein fremder Flor — jenes wechsellose Licht erblühe.

Dies eine Unfaßliche will Rede werden in der Seele des Dichters. Es biegt und glüht und schweißt die Worte — es zertaut mit heißem Anhauch die sprödesten Wendungen — es bringt in Lauten zum Ertönen, was sie jenseits ihrer Begreiflichkeit an wunderwirkendem Wahnsinn bargen. Aber es ist nicht der elementare, der aus Strömen, Wäldern, Meeren in ihnen raunt (und den große Epiker hie und da erhorchten) — es ist der ekklesiastische, wie er in uralter Zeit mit mantischen Sprüchen schaltete; wie er später katholisch geworden, in den Litaneien klagt und liebt, in den Exorzismen haßt und erobert. Und wenn wir sehen, wie der eherne Pflug im steinigen Boden profanisierter Sprache für so stolze Saat die dunkel wühlende Furche reißt, dann ahnen wir Kräfte, die Welten zerstören würden, wenn nicht ein gütiger Stern sie bannen hieß. — Nicht hier ist es uns möglich, in solche Rätsel tiefer einzudringen. Wir müssen es an Hinweisen genügen lassen. — Eine flüchtige Umschau, die sich dem einzelnen zuwende, möge die Gedanken sinnlicher beleben.

Die frühesten Bücher Georges, „Hymnen, Pilgerfahrten, Algabal" glühen im Zauberringe orgiastischer Erotik: die „Hymnen" mit dem Tau der Jugend benetzt, die „Pilgerfahrten" schon tropischer von wollüstiger Melancholie durchrauscht, „Algabal" im brennenden Mittelpunkt visionärer Betäubungen. „Entgegen eil' ich einem heißen Rade", könnte die „Hymnen" als Geleitwort zieren. Denn selten erst brechen exotische Farben aus bläulichem Duft, der jede Nähe zart umhaucht.

Die Kohle glüht, mit dem erkornen Rauche
Beträufle sie! Der Guß verfliegt und zischt.
Daß er uns in die dichten Wolken tauche,
Wo frommer Wunsch mit süßer Gier sich mischt.

Wieviel rufender und schmelzender ist der Ton in solchen Strophen der „Pilgerfahrten":

Ich darf so lange nicht am Thore lehnen,
Zum Garten durch das Gitter schaun,
Ich höre einer Flöte fernes Sehnen,
Im schwarzen Lorbeer lacht ein Faun.

Und nun füllen sich die Formen mehr und mehr, gleichwie mit dunkelglühendem Wein:

Getroffen von berauschenden Gerüchten,
Erblick ich in dem blauen Wiesenthal
Die Reiher weiß und rosafarben flüchten
Zum nahen See, der schläft und glänzt wie Stahl.

Da schritt sie wie im Ebenmaß der Klänge,
Ihr hochgestreckter Finger hielt und hob
Der bergenden Gewänder Seidenstränge,
Die sie bei Nacht aus Weidenflocken wob.

Und dazwischen feuchte Stöße aus finsteren Wäldern des Schicksals, das droht, indem es lockt und verheißt:

Der Wandrer wankt im guten Wege,
Im Schilfe ward ein Raunen rege,
Den langen Schattenzug der Rüstern
Verfolgt er, jeder Heilung bar,
Sein Auge flackert irr im Düstern,
Die Winde wirren ihm das Haar.

Im „Algabal" aber erfüllt sich, was dort noch wünscht und sehnt. Aus roten Dünsten schwanken verruchte Bilder heidnischer Pracht.

Nur nicht des einen scharfen Blick zu blenden
Vermag die stechend grelle Weltenkrone,
Und dreimal tausend schwere Urnen spenden
Den Geist von Amber, Weihrauch und Zitrone.

Wir kennen kein Buch aus der neueren Geistesgeschichte, in dem wie hier so marmorspröde Kälte der zeitlose Augenblick so fesselloser Wildheit wäre. In Georges „Algabal" lebt etwas aus jener Zeit, da das Heidentum schon im Kampf mit fremdartigen Schauern die unergründliche Isis beschwor und im Urboden seiner Herkunft Vulkane einer anderen Weltwende pochen hörte. Aber wie damals aufgärende Göttlichkeit fast plötz-

lich zerbrach vor dem Marterholze der Christen, so senkt sich auch in Georges Dichtung die gebäumte Woge und blaßt unter frostig hereinwehender Helle.

In den Büchern „der Hirten- und Preisgedichte, der Sagen und Sänge und der hängenden Gärten" dieselbe Abfolge, wenn auch aus einer anderen Altersstufe und Lebendigkeit heraus — wie denn überhaupt jedes Georgesche Werk nach dem Prinzip der Dreiteilung aufgebaut ist. Man könnte die „Preisgedichte" den „Hymnen", die Sänge den „Pilgerfahrten" und die „hängenden Gärten" dem „Algobal" an die Seite stellen. Aber während in jenen Büchern ein dionysisch aufgewühltes Leben sich mit dem Blattgold karger Verse schmückt, so ist nun die gestaltende Lebensbetrachtung der das Leben selber führende Antrieb geworden. Mit diesem Werk erst vollzieht sich unter Verzicht auf andere Arten der Verwirklichung Georges Wende zur Kunst und Meisterschaft. — Seine Sprache ist voller, plastischer, „apollinischer" geworden und tritt in manchen Punkten die Erbschaft des Goetheschen Hellenismus an; aber sie hat das Stoßende, kristallisch Funkelnde des ersten Zeitraums verloren. Mit dieser Entscheidung versinkt langsam, hinter durchsichtigem Rauch zu farblosen Luftgebilden verzitternd, der Traum heliogabalischen Cäsarentums.

Wo am letzten Kastort Reiter
Und geschmückter Züge Leiter
Spähen nach erreichten Zinnen:
Stillen Wanderer ihr Dürsten,
Bieten Wasserträgerinnen
Ihm den Krug und grüßen heiter.
Niemand kennt den frühern Fürsten.
Lachend dankt er; kein Erbittern
Ist in ihm, doch flieht er weiter
Scheu, weil seine Hoheit bricht.
Jede Nähe macht ihn zittern
Und er fürchtet fast das Licht.

Und damit fällt der Vorhang vor einer Welt, die schon mit Morgenträumen kämpfte und wieder hinunterstürzte in bewußtlosen Schlaf, ehe sie noch voll erstand.

Das „Jahr der Seele" ist das unmittelbarste Buch Georges. In der leeren Frist bildverlassener Einsamkeit taucht seine Seele tastend in sich selbst zurück. Jahrtausende sind hinabgerauscht und nur ein Gräberfeld blieb. Das Vergangene ist tot und unwiederbringlich. Doch unter dem Riesengrabe der Vorzeit erbebt noch immer die lebendige Erde. Ihre Stürme rufen in den Föhrenwipfeln und ihre Veilchenwolken locken. Was rufen sie uns, die wir der Wiege entwuchsen und heimatlose Fremdlinge wurden? Wo führt zwischen Särgen zum Leben der vergessene Pfad? Furchtbares Weh faßt die entwurzelte Seele, marternde Sehnsucht zerreißt sie und aus der Winteröde ihrer Trauer zucken Klänge verlorener Heimat auf:

Die Stürme stieben über brache Flächen
Und machen heller Ahnung voll die Runde.
Da wollen sich erstickte Fluren rächen,
Da zittert Seufzen aus dem Bergesschlunde.

Und zuletzt nach verzweifeltem Händeringen ein Sichbescheiden und Abschiedwinken, während das Boot schon vom Ufer stößt und uns ratlos läßt, an welcher Küste es nun noch landen will.

Willst du noch länger auf den kahlen Böden
Nach frühern vollen Farben spähn,
Auf Früchte warten in den fahlen Öden
Und Ähren von verdrängten Sommern mähn?

Völlig hat sich die Bühne verändert im jüngsten Werk Georges: „Der Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod mit einem Vorspiel". Nicht nur daß der Schimmer der Jugendlichkeit dem herberen Zug der vollen Reife wich — tiefere, von der Person des Dichters unabhängige Brüche haben sich inzwischen ereignet. Wir stehen auf christlichem Boden und unter dem leuchtenderen, aber wärmeloseren Farbenhimmel einer transcendenteren Kirchlichkeit. Nicht mehr erdhafte Instinkte wölben sich zu sinnlichen Symbolen, sondern der Geist beherrscht, was ohne ihn der wahren Weihe ermangeln müßte. Aus „höheren" Sphären rinnt ein neues Licht — das „verklärende" des Logos — um Gestalten und Gegenden, und die Wesen unter den härteren Willen eines übersinnlichen Prinzips gebeugt, scheinen von innerlicheren und brennenderen Trieben verzehrt zu werden. Zugleich ist die bildnerische Kraft des Dichters beherrschter, bewußter und mächtiger, als in allen voraufgegangenen Werken, ja sie treibt oft ein fast gewaltsames Spiel — aber sie geht auch aus äußersten Wagnissen siegreich hervor. Der Rausch der Klarheit hat über den Rausch der Dünste gesiegt.

Du giebst den Rausch, sie schwebt zum ewigen Thore
Erhoffter Strahlen jauchzendem Gemisch.
Sie gleitet durch den Saal zum Göttertisch.
Erfüllung leuchtet, Lösung schallt im Chore.

Die unerreichte Flur scheint ihr gewonnen.
Sie überfliegt die Klüfte mit dem Aar,
Sie schaltet mit der kleinen Sterne Schar
Und stürzt entgegen väterlichen Sonnen.

Wenn das „dritte Reich" — das Reich, das Ibsens Julian begründen sollte — nicht metaphysisch unmöglich wäre, so würden wir aus den Liedern „von Traum und Tod" manche für seine vorausgeworfenen Schatten nehmen. Denn in die heiligeren Strahlen, die auch noch niederfließen, will sich das Flackern und Klingen dithyrambischer Lichter mengen und wir wissen nicht mehr, ob hier Nacht oder Tag ...

Ist von Mond — von Sonne dieser Glanz?
Auf verstorbne Wege von Byzanz
Bricht er schaudernd, flammt er grell,
Hain und Halle macht er hell.

Mit dem gewaltigen Liede von „Traum und Tod", dem heftigsten, das George schuf — ist diese Phase jäh am Schluß. Wir glauben einen Schrei zu hören, der brechend um alle Tempelwände klirrt.

Und wenn wir abermals umsonst erraten, in welche Thale solcher Katarakt den Schaffenden entführen wird, so ist gerade das des tiefen Lebens Bürgschaft, welches nie „begriffen" wird, weil es, immer fließend, immer sich erneut.

München Dr. Ludwig Klages

---

# Aus Liebe

„Fahr zu, Johann! Fahr zu!!"

„Es geht nicht schneller, Herr, es geht nicht — oder die Füchse brennen mir durch!"

„Dann laß sie durchbrennen, aber pariere sie gefälligst vor Buchhof!"

Johann schüttelt den weißen Kopf, er murmelt etwas von „Genick brechen" und „selber fahren" — alter Knabe, ich will heute nicht mit dir rechten, du weißt nicht, was du redest. Du würdest bei all deiner Anhänglichkeit vom Wagen springen, wenn ich heut die Leinen nähme — — und das Genick will ich auch nicht brechen, heut nicht, ich bin ja so glücklich, so unmenschlich glücklich! Wenn's nur nicht noch so weit bis Buchhof wäre! So 'ne halbe Stunde kann einem ja zur Ewigkeit werden. — —

Und so jagen wir mit Sturmeseile durch den nebligen Herbstmorgen — dem Glück entgegen. Dem Glück — wie mir die Gedanken kreisen! Wie ist denn das alles nur gekommen? — — — Ja — so — —

Gestern war's. Aus dem fernen Walde meines Gutsnachbars her hörte ich den Brunftschrei der Hirsche, und wer einen Tropfen Jägerblut in den Adern hat, der weiß, wie das die Nerven in Aufregung bringt. Freund Richter hatte mich kürzlich wieder eingeladen, ein paar Hirsche bei ihm abzuschießen. Ich lasse also anspannen und fahre nach Buchhof. Als ich hier das Zimmer des alten lieben Freundes betrete, bietet sich mir ein Anblick, daß ich Thränen lachen muß. Der alte gichtgeplagte Herr hat seine Beine mit zwei grellroten Schlafdecken und seinen Rücken mit einem Deckbett umschnürt. Er hatte mir trotzdem jedenfalls entgegen gehen wollen und kriecht jetzt hilflos auf allen Vieren wie eine Schildkröte auf dem Fußboden.

„Verzeih, mein lieber Junge, daß dich niemand empfängt! Stubenmädchen und Diener sind auf dem Erntefest, und mich plagt wieder das verfluchte Reißen. Aber das Mädel — Marie! Marie!!"

Marie? Ein Schreck fährt mir durch die Glieder, doch thue ich, als habe ich nichts gehört, und beuge mich nieder, um die Fesseln meines Freundes zu lösen.

„So, alter Franz, mach dir's erst mal wieder bequem auf dem Sofa! Um dich mit deiner Bandage hinaufzuheben, bist du mir denn doch zu schwer! Ich wollt eigentlich mit dir auf Anstand, die Hirsche haben mich herausgelockt."

„Ich komm natürlich mit!"

„Na na — mit Binden und Bandagen? Dein Jäger könnt ja mit."

„Der kommt auch erst sehr spät heim. Nein, nein, ich kann ganz gut gehen —"

Er versucht, sich aufzurichten, aber die Beine versagen den Dienst. Thränen des Unmutes über seine Schwäche treten ihm in die Augen. „Mensch, und ich weiß, wo der Sechzehnender jetzt seinen Wechsel hat!"

„Dann geh ich allein, wenn du es gestattest."

„Gern! Aber es wär zwecklos, du findest den Stand nicht. Marie war gestern noch da und hat auch den Hirsch auf fünfzig Schritt vor sich gesehen."

„Marie?"

„Ja, die ist endlich wieder heimgekehrt und will jetzt die Einsamkeit hier mit mir teilen."

— Marie war die einzige Tochter Franz Richters. Ach, sie war lange Jahre meine stille Liebe gewesen! Sie stand noch im Backfischalter damals, als ich vom Militär meinen Abschied nahm, um meine Güter selber zu verwalten. Meine stille Liebe — und doch, wie sonderbar, daß wir, so oft wir zusammenkamen, regelmäßig in Streit gerieten! Der endete dann gewöhnlich damit, daß sie trotzig den Kopf hintüber warf und mir den Rücken kehrte. Ich aber gewann sie nur um so lieber und wagte doch nicht, ihr von Liebe zu reden. Im Gegenteil, es schien mein Schicksal zu sein, sie, ohne daß ich es wollte, quälen und erzürnen zu müssen. Das letzte Mal, als wir uns sahen — so lang schon ist's her, und ich weiß es, als wär's erst gestern gewesen — da saß sie am Flügel und sang.

„Darf ich Ihnen auch einmal ein Lied begleiten?" fragte sie mich.

„Bitte!"

„Was wollen Sie singen?"

„Nun, wie wär's mit: Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein?"

„Das ist ein häßliches Lied! Nein, das begleite ich Ihnen nicht."

„Wie, Marie — das Lied ist häßlich? Und die letzte Strophe — kennen Sie die nicht — die letzte Strophe —"

„Ist Unsinn!"

Und wieder war der Streit da, der böse Streit, der uns immer mehr erhitzte! Diesmal sollt es für lange der letzte sein. Als ich wiederkam, ach, wie bald schon, da war sie zu Verwandten gereist. „Sie sehnte sich mal hier heraus, zu ihresgleichen," sagte damals mein alter Freund.

Doch sie kehrte nicht wieder. Aus Wochen wurden Monde und Jahre, für mich einsamen Sehnens, in denen wir beiden Einsamen, ihr Vater und ich, immer fester uns zusammenschlossen. Ein halbes Jahrzehnt war so vergangen — — und nun, mir will der Herzschlag stocken, als ich fragend nur wieder das eine Wort hervorbringe: „Marie —"

„Ja, ich kenne meinen wilden Trotzkopf kaum wieder. Sie schrieb, daß sie so grenzenloses Heimweh habe, sie würde sterben, wenn sie nicht zurückkommen dürfte. Als hätte ich sie aus der Heimat verwiesen! Und als ich sie frage: Kind, was macht dein Herz? Da antwortet sie mir: Laß nur, Väterchen! Ich liebe einen, der mich nicht liebt — einen andern mag ich nicht, und so will ich denn jetzt immer bei dir bleiben. Ach, mein Junge, ich bin's ja zufrieden — was wollt ich lieber! Nun ist sie um mich herum, hier drinnen und draußen in Feld und Wald, daß ich beinah mein altes Sehnen nach einem Sohn nicht mehr begreife. Weißt du, sie könnt dich ja begleiten — die Jagd interessiert sie sehr! Marie!!"

Keine Antwort.

„Sie wird im Garten bei der Meute sein. Dort kann sie mich nicht hören, aber ich werde sie holen."

Der Alte will sich aufrichten, doch es geht nicht recht.

„Laß nur, ich werde sie rufen!"

Damit schreite ich durch's Nebengemach, dessen Thür in's Freie führt. Ich öffne sie, und ein seltsamer Anblick bietet sich mir: Dreißig Schritt mir gegenüber steht in leuchtender Herbstfarbenpracht eine Wand wilden Weines — davor ein noch saftig grüner Rasen und in seinem Grase langhingestreckt eine Frauengestalt. Ihr Kopf ruht auf dem Leibe eines riesigen Schweißhundes, ihre schlanken Finger zausen an den langen Ohren eines Pointers, und während der eine Teckel an ihrem Kleidersaum zerrt, streiten sich zwei andere um ihren linken Schuh, der ihr vom Fuße geglitten ist. Ein Bild zum Malen! —

Plötzlich stürzt die ganze Meute mit wütendem Bellen und Kläffen auf mich los.

„Ruhe, ihr Viehcher! Ich thu eurer Herrin nichts."

Diese hat sich erschrocken emporgerichtet und sucht vergebens das aufgelöste wirre Haar in einen Knoten zu schlingen, auch der widerspenstige Schuh will nicht sogleich auf seinen treulos verlassenen Platz zurück.

„Ah, Fräulein Marie! Darf ich Sie wieder in der Heimat begrüßen — kaum hätte ich Sie wieder erkannt."

„Sie meinen, in dieser Verfassung?"

„Nein, Sie sind ja —", ich stocke, „so schön geworden," will ich sagen, doch setze ich hinzu: „so lange weggewesen."

„Und da haben Sie mich ganz vergessen! Ich erkannte Sie sogleich wieder — allerdings rief mir Ihr Leutnantsbild, das in Papas Zimmer steht, Ihre Züge schon wieder in's Gedächtnis zurück."

„Mein Leutnantsbild? Ich sah's dort nie und wußte nicht, daß Ihr Vater es besitzt. Ich selber habe keins mehr — und, lachen Sie nur über meine Eitelkeit, ich hätte so gern eins aus jenen für mich schönsten Jugendtagen. Bitte, möchten Sie mir's nicht zurückgeben? Ich schenke Ihnen, wenn Ihnen etwas daran liegt, ein anderes."

„Meinem Vater!"

Kühl, wie sie, antworte ich: „Gewiß doch, verzeihen Sie, daß ich mich so falsch ausdrückte! Ich darf mich wohl von Ihnen verabschieden. Ich werde mir von Ihrem Vater das Bild ausbitten."

„Sie wollen schon wieder wegfahren?"

„Ja."

Sie streckt mir die Hand entgegen. „Aber Sie hatten doch ursprünglich etwas anderes auf dem Herzen, als die Bitte wegen des Bildes?"

„Ich wollte Sie bitten, mir den Wechsel des Sechzehnenders zu zeigen. Ihr Vater ist ja durch seine Krankheit verhindert, mitzukommen, und er meinte, Sie würden ihn vielleicht vertreten, doch —"

Ein jähes Rot schießt in ihre Wangen, und sie unterbricht mich: „Ist das wirklich Ihr Ernst?"

„Ich fürchte nur, Ihnen mit meiner Bitte lästig zu fallen."

Sie schüttelt ihren Blondkopf: „Nein, ich thu's gern!"

Sie ist plötzlich wie ausgewechselt. Besann sie sich auf ihre Hausfrauenpflicht? Ist's Liebe zur Jagd? Natürlich! Na, mir soll's auch so recht sein! Bald sitzen wir beide auf meinem Wagen. Ich fahre selber. Die Füchse, vom langen Warten ungeduldig, legen sich scharf in die Leinen, daß ich Mühe habe, sie zu bändigen.

Mit strahlenden Augen schaut meine Begleiterin auf die edlen Tiere.

„Sind Sie bewandert in der Zügelführung, gnädiges Fräulein?"

„Nein, aber ich möcht fahren können wie Sie!"

„Wollen Sie's versuchen?"

„O wie gern!"

„Fürchten Sie sich nicht?"

„Sie sind ja bei mir!"

Das sagt sie nun, als ob ich der Herrgott wäre! Kunstgerecht lege ich ihr die Leinen zwischen die Finger, und ich fühle durch die Handschuhe ihr heißes Blut pochen. Länger wohl als nötig, halten meine Hände die ihren. Aber wie ich sie loslasse, spüren die Renner die ungewohnte Hand und setzen zum Galoppsprung an. Ich ergreife mit den Zügeln auch die Hände wieder, die sie umkrampfen — — so geht's.

Wie wird mir der weite Weg heute so kurz! Jetzt müssen wir absteigen und noch eine Strecke zu Fuß gehen. Marie schreitet als meine Führerin voran; sie hat ihr Kleid emporgerafft, und bei jedem Schritt sehe ich die schmalen Knöchel ihrer Fußgelenke. Ein Wort meines einstigen Hauptmanns fällt mir ein: Frauen sind wie Pferde — je schlanker die Sprunggelenke, desto mehr Rasse!

Wie auf verbotenen Wegen ertappt, schrecke ich zusammen, als sie, zu einer Eiche hinüberzeigend, spricht: „Dort, Herr Wallbruck, müssen Sie sich aufstellen. Ich darf wohl derweil Ihren Wagen zur Heimfahrt benutzen?"

„Bleiben Sie bei mir! Oder fürchten Sie sich?"

Wortlos sieht sie mich an mit ihren großen braunen Märchenaugen.

Wir haben's uns beide am Grabenrande bequem gemacht. Marie sitzt an meiner Seite, sonderbare Träume gehen mir durch den Kopf.

Da — ein Knacken und Brechen im Walde. In nächster Nähe bricht ein Rudel Hirsche aus, geführt von einem starken Achtender. In demselben Augenblick tritt etwa hundert Schritte von uns der Sechzehnender aus — ein tiefes Röhren,

daß der Wald widerhallt — — und mit gesenktem Geweih gehen die beiden Rivalen aufeinder los. Ich greife nach der Büchse, das Licht reicht gerade noch. —

„Möchten Sie schießen?" flüstere ich leise.

Marie nickt, unsere Augen hängen einen Augenblick ineinander, dann trete ich ganz langsam hinter sie, um ihr freies Spiel zu lassen. Sie zieht den Kolben gegen die Schulter und neigt die Wange darauf. Ich lege den linken Arm um ihre Hüfte und sehe über ihre Achsel, prüfend, ob das Ziel richtig genommen wird. Den Augenblick bin ich ganz Jäger und denke nur an den Platzhirsch, der da auf achtzig Schritt vor uns die Erde zerstampft, aber da fliegt plötzlich ein Beben durch ihren schlanken Mädchenleib, daß das Korn der Büchse anhebt zu tanzen — — —

„Still, Marie — ganz ruhig — Herzschuß!"

Fester legt sich mein Arm um ihre Taille, da fühle ich, wie sich ihr Körper langsam zurücklehnt, bis er ganz ruhig, wie ich gesagt, fest an meiner Brust liegt — mein Auge lugt wieder über Visier und Korn, und sicher wie ein alter Berufsjäger geht sie an dem Vorderlauf des gerade unbewegt stehenden Hirsches empor — an dem dunklen Behang — „jetzt!" will ich sagen, da kracht auch schon der Schuß.

Während die übrigen Hirsche in rasenden Sprüngen davonstieben, zeichnet der Sechzehnender mit einer riesigen Flucht — steht — wankt und bricht zusammen.

„Bravo! Herzschuß!" und ich schüttle der schönen Jägerin die Hand.

Wir gehen zu dem inzwischen verendeten Wild. Ich will das Tannreis mit dem roten Schweiß an ihrem Hut befestigen, mir zittern die Hände, wie ich den Blondkopf vor mir niedergebeugt sehe — das Herz klopft mir zum Zerspringen, das thörichte Herz, das ich so alt geglaubt!

„Marie!"

Sie sieht mich an mit weiten, glänzenden Augen.

„Ich hab' dich lieb!"

Sie schüttelt langsam den Kopf.

„Hast du mich nicht lieb? Kannst du mich nicht lieb haben?"

Sie giebt keine Antwort — zwei große Thränen lösen sich von ihren Wimpern.

Da taucht in nächster Nähe mein Wagen auf, und das breite Gesicht des Grooms grinst vom hohen Bock auf uns herab. Der Zauber ist gebrochen — eine Aussprache unmöglich.

Schnell geht es heimwärts. Kein Wort wird gewechselt, nur einmal frage ich: „Und Ihre Antwort?"

„Zu Hause!"

Das ist wieder zweideutig, doch frage ich nicht mehr. Wir treffen auf Buchhof ein. Maries Vater fühlt sich augenblicklich etwas wohler und humpelt uns entgegen.

„Nun?"

„Herzschuß!"

„Gratuliere dir!"

„Thu's lieber nicht!"

„Hast etwa ein Schmaltier weidwund geschossen?"

„Ich legte schon drauf an."

„Und der Sechzehnender?"

„Den schoß Marie mitten durch's Herz."

„Teufelsmädel! Ja, die hat kaltes Blut!"

„Du meinst?"

„Nun ja, mit Fieber in den Händen schießt man keinen Blattschuß!"

„Aber natürlich! Mir lag das Fieber im Blut — und ich glaubte schon —"

„Und du, der alte Jäger, legtest auf ein Schmaltier an?"

„Ja, so ein Thor war ich — werd ich nicht schon recht alt und wunderlich?"

„Mit deinen fünfundvierzig Jahren?"

„Na, laß nur — ich will heim!"

„Du trinkst doch eine Tasse Thee mit uns?"

„Danke! Aber eine Zigarre bitt ich mir aus, — das schwere Kubakraut! 's war brav, daß du die Sorte extra für mich gekauft — die wird schon die Nerven wieder zur Ruhe bringen."

Der Alte macht sich an seinen Zigarrenschrank. „Marie, wo bleibst du?"

„Herr Wallbruck bat um sein Leutnantsbild — ich will es suchen."

Der Alte brummt: „Das lag ja neulich in deinem Zimmer neben der Kriegsgeschichte."

Auf einem Tische mir zur Seite stehen Photographieen, auch Maries Kabinettbild ist darunter — ich kann nicht anders — heimlich muß ich's zu mir stecken. Es soll mich an die thörichtste und seligste Stunde meines Lebens erinnern. Wie konnt ich, ein alter Krüppel, daran denken, dies junge Blut an mich zu fesseln!

Als ich aufsehe, steht Marie in der Thür zum Nebenzimmer und schaut zu mir herüber mit ihren großen Augen — es fehlt nicht viel, und ich beuge das Knie vor ihr und bitte: Bleib bei mir! komm mit in meine Einsamkeit! ich hab dich ja doch so lieb!

Sie muß wohl in meinen Augen gelesen haben — stockend, als thät ich ihr doch leid, sagt sie: „Sie wollten Ihr Bild — hier ist es." Und damit reicht sie mir die Photographie.

Der Schlag trifft! Also das ist die Antwort, die sie mir schuldet. Hätte sie nur einen Funken Liebe für mich gehabt, sie würde mir ja das Bild nicht gegeben haben. Schweigend verbeuge ich mich und fahre nach Hause.

O, die schlaflose Nacht — und so bittersüß die wachen Träume.

Trüb und regenschwer dämmert endlich der Tag, so trüb wie meine Stimmung.

Ruhlos wandre ich in der grauen Frühe durch mein einsames Junggesellenzimmer — flackernd knistert das Feuer im Kamin — ruhlos flackernd wandern die Gedanken mit — — ach, nur nicht denken! Mechanisch greift meine Hand nach dem dicken Folianten, den so hundertmal in den langen Winterabenden sie schon gehalten — die Geschichte ist's unseres großen, glorreichen Krieges, darüber das alte Soldatenherz so oft wieder höher schlug — ich war ja auch dabei!

An's züngelnde Kaminfeuer setz ich mich — der zerlesene Band öffnet sich von selber an einer Stelle — — die brauch ich nicht erst zu lesen, die weiß ich auswendig: Neue feindliche Bataillone werfen sich den erschöpften deutschen Truppen entgegen und bringen unsern Angriff zum Stehen. Denn die Mannschaften sind zu Tode erschöpft und die Führer weggeschossen. Einen Augenblick schwankt das Zünglein der Siegeswage — — da springt ein junger Gardeleutnant vor die Reihen der Unsern. In der Hand hält er die vom Kugelregen zerfetzte Fahne und überschreit mit seiner hellen Stimme den Schlachtendonner: „Ein Schuft, wer die Fahne verläßt! Vorwärts! Hurrah! Hurrah!" Und vorwärts stürmt er, und „Vorwärts!" hallt's hinter ihm. Von neuem Mut beseelt, stürmen all die Braven dem Helden nach — dem Sieg entgegen. —

Ja, die Stelle weiß ich auswendig. Wer will mir's verdenken? Ich — ich war's ja, der unsere Truppen da zum Siege führte.

Mein rechter Arm wurde mir damals zerschossen; er ist im Handgelenk steif geblieben, aber das eiserne Kreuz bracht ich mit heim. Wie leuchteten die Augen meines alten Vaters, als er das Ehrenzeichen auf meiner Brust erblickte!

Mein alter Vater — und wieder sink' ich in Sinnen. Lang schon deckt ihn das Grab, und ich stehe seither allein. Allein — warum? Weil mein thöricht Herz an die Eine sich gehängt, die nichts von seiner Liebe wissen will! Darum — allein? Ja, thöricht Herz! Belüg dich nicht! Was dich füllt in allen Tiefen, das ist für Zeit und Ewigkeit allein ihr liebes Bild!

Ihr Bild! Auch die Augen wollen's sehen — ich hab mir's ja gestern gestohlen — — und ich spring empor, daß die Rüden, die gemächlich zu meinen Füßen schlafen, auffahren. Da auf meinen Schreibtisch hab ich's zur Nacht gelegt — und die brennenden Augen starren auf das süße Mädchenbild — — du und ich, ich und du — und das Alleinsein hätt ein Ende!

Da schießt mir's durch den Kopf, daß ja auch mein Bild, das sie mir zurückgab, noch in der Manteltasche stecken muß. Ich hole es ich möcht' doch wenigstens mein Bild einmal so neben dem ihren sehen, wenn's mir selbst im Leben versagt sein soll.

Ein paar frische Holzscheite haben dem Kaminfeuer neue Nahrung gegeben, bei seinem Schein betrachte ich die beiden Bilder — — und da, ein Jubelschrei entringt sich meinen Lippen, wie ein Trunkener taumele ich, daß meine Hand schwer auf den Kaminstuhl sich stützen muß. Der Diener tritt ein, ob auf meinen Schrei, ob mit einer Meldung — er steht und starrt mich ganz verblüfft an, ich muß doch wohl ein unglaublich glückseliges Gesicht gemacht haben. „Friedrich, Anspannen bestellen, so schnell es nur geht! Die Füchse, Silbergeschirr, den leichtesten Wagen!"

Wieder betrachte ich mein Leutnantsbild. Darunter steht, offenbar erst gestern von fester Hand geschrieben:

Dich liebt ich ja immer,
Dich lieb ich noch heut,
Dich werde ich lieben in Ewigkeit!
Deine Marie.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da — die Parkbäume von Buchhof!
Fahr zu, Johann! Fahr zu!!

Rostock Friedrich Franz Knebusch

---

# Wolzogens „Buntes Theater"

Im Osten draußen, da, wo das fleißige Berlin wohnt und das Mittagessen samt Bier 50 Pfennige kostet, hat Wolzogen sein neues Haus errichtet. Man könnte glauben, daß er seine Kunst in das Volk tragen wolle — wäre nicht die aristokratische Tendenz seines Theaters so stark und nachdrücklich betont, daß solche ketzerischen Gedanken gar nicht aufkommen können. Denn Wolzogen hat sich stets als der Verweser einer subtilen und aparten Kunst gefühlt, die das letzte und feinste Wort der modernen Kultur sprechen soll; geringer ist sein Ehrgeiz nie gewesen. Und neben der Bühne seines neuen Hauses erhebt sich die Büste Nietzsches — ein wunderbar edles und tiefgefaßtes Werk Max Kruses — man sieht, das Theater Wolzogens paßt in die häßliche, lärmende Köpenickerstraße etwa wie ein blasses Aristokratenkind, das auf dem Lande draußen, heimlich, in kleinen, schmutzigen Verhältnissen aufwächst.

Aber die Lage des Hauses ist freilich auch das einzig Stillose, das man dieser geistreichen Schöpfung Endells vorwerfen kann. Sonst ist dieses liebenswürdige, vornehme Heim ganz harmonisch, ganz einheitlich: eine Stätte heiterer und feiner Kunst, die sich von den breiten Wegen entfernen will. „Sezessionistisch" nennt man das ja wohl. Wolzogen hätte sich kein geeigneteres Heim wünschen können. Es ist das richtige Haus des „Überbrettls". Laut, verwegen — aber immer von einem sehr sicheren Geschmack beherrscht. Alles ist Farbe; sehr aparte, originelle Farbe. Die Wände bläulich, mit hellroten Flecken, von einem breiten grünen Bande friesartig durchkreuzt, das durch phantastische Insektenformen belebt ist. Die Decke läßt ein zartes Blau, Rosa und Silber in einen matten Glanz zusammenfließen, der dem Hause erst seine heitere Festlichkeit leiht. Die Ränge — nur die Rückwand ist rangartig gegliedert — geben in ihrem

ernsten Blau dem Ganzen einen sehr voll wirkenden Hintergrund. Alles ist mit größter künstlerischer Sorgfalt und Noblesse durchgeführt. Die originell gezeichneten Teppiche sind in schweren und kostbaren Geweben gearbeitet; der Vorhang, die Wandbekleidungen, die oft in japanischer Art Seidenstickereien aufweisen, die Ausstattung der Logen, alles ist mit eigenstem Geschmack, in überaus gediegener Arbeit ausgeführt. Endell hat durch seine geistsprühende Innendekoration den ungünstigen Bau — es ist ein breiter, viereckiger Saal, der ursprünglich sonntäglichen Tanzunterhaltungen diente — zu dem geschmackvollsten und wirksamsten Theatersaal Berlins umgestaltet. Man ist vergnügt, sobald man nur über seine Schwelle tritt.

In diesem lustigen und luftigen Hause hat Wolzogen sein „Buntes Theater" aufgerichtet. Es ist nicht mehr das alte; es strebt neuen Zielen entgegen, denen man seine Zustimmung nicht versagen kann. Es will das alte, konzertartige Programm sehr beschränken; nicht Einzelvorträge, sondern Gesamtdarstellungen stehen nun im Mittelpunkte; nicht mehr die harmlose Anmut Bierbaumischer Ringelreia-Lyrik, sondern keck dreinfahrende Satire soll vornehmlich gepflegt werden; auch die alte blaue Blume läßt ihren Duft wieder spüren; Hexen geben sich ein sehr melodiöses Rendez-vous im Grunewald; Nixen tauchen in der Geisterstunde empor und suchen steinerne Ritter aus der monumentalen Contenance zu bringen — kurz, die widerstrebendsten und seltsamsten Stimmen sollen zu einem harmonischen Konzert vereinigt werden. Von dem ursprünglichen und eigentlich wesenhaften Genre des „Überbrettls" ist wenig geblieben. Das „Überbrettl", wie es Wolzogen im vorigen Jahre gründete, wurzelte naturgemäß im Couplet, im Vortrag prickelnder Chansons — kurz, in den Grundlagen des Brettls, denen es nur künstlerisches Leben zu geben suchte. Heute ist vom Brettl nicht mehr allzu viel zu spüren; das Theater, das richtige alte Theater, wirft seine Schatten voraus und es ist nicht schwer, die Übergangsformen in der heutigen Existenz des „Überbrettls" zu erkennen. Heute ist alles theatralisches Fragment; Ansätze, Keime — aber gewiß keine reife Brettlkunst. Was sich aus den unklaren Anfängen herausbilden wird, das dürfte ein apartes Theater sein, eins, das die Formen der traditionellen Bühne wieder vollkommen akzeptiert hat, aber doch in dem Charakter und in der flinken Form seiner Darbietungen seine eigene Stellung behauptet. Also ein Einakter-Theater, das allen drei Gattungen — rezitierendes Stück, Singspiel, Pantomime — eine Stätte geben wird; dazwischen wird auch Solovorträgen Raum gegeben werden. So ungefähr läßt sich die Zukunft des „Bunten Theaters" prognostizieren. Und ich glaube auch, daß das „Bunte Theater" auf diesen Wegen eine sehr reiche und lebensvolle Zukunft hat; das „Überbrettl" freilich ist tot. Und das werden viele herzlich bedauern.

Diese Wandlung war übrigens vorauszusehen. Das „Überbrettl" ist und bleibt eine intime Kunst; je intensiver das Interesse der Öffentlichkeit für das „Überbrettl" erwachte, um so mehr mußte dieses bedacht sein, den populären Geschmacksbedürfnissen gerecht zu werden. Zudem hat

es Wolzogen merkwürdigerweise verabsäumt, das alte spezifische „Überbrettl"-Repertoire zu erneuern. „Das Laufmädel", „Madame Adèle", „A fescher Domino", „Die Musik kommt" etc. — gerade die musikalischen und dichterischen Schöpfungen, die dem Ganzen den originellen und charakteristischen Reiz gaben, haben keine Nachfolge gefunden. Sind die schöpferischen Kräfte eingeschlafen — oder hat Wolzogen sie nicht anzuregen und zu fesseln vermocht? Ich fürchte, das letztere war der Fall. Das „Überbrettl" hat sich — statt auf die ganze musikalische Jugend Deutschlands — ausschließlich auf seinen musikalischen „Hausgeist" gestützt. Als es dann den aufgeben mußte, stand es ziemlich isoliert da. Der Abgang der ersten Soubrette wurde durch kein Neuengagement wett gemacht — und so kam es, daß bei der Premiere das heiter musikalische Element ganz zurückgedrängt war — viel mehr, als es auch bei den neuen Plänen der Direktion der Fall sein dürfte.

Das „Bunte Theater" steht heute auf neuem Boden; auf neuem Boden, auf den es teils aus eigener Triebkraft, teils von außen her gedrängt wurde. Aus Kraft teils und teils aus Schwäche. Es hat bei seiner Premiere hier neben manchem Dilettantischen auch viel Wertvolles gezeigt. Aber es ist zu hoffen, daß seine produktive Kraft immer mehr erstarken werde. Denn an seiner Spitze steht ein Mann, der — trotz seines flackernden und unbedachten Wesens — eine volle und selbstsichere Künstlernatur ist, die oft daneben greift, aber noch viel öfter mit einem glücklichen Griff das Wesentliche erfaßt. Wolzogen ist einer der Glücklichen, die ihre inneren Quellen nie ganz erschöpfen. Und das weckt Zutrauen und Freude.

Berlin Leo Feld

---

# Spanien

So hoch ist das Land noch nicht gekommen, daß es seine Anleihen in Madrid, oder der modernsten spanischen Stadt, in Barcelona, abschließt. Es genügt, die Unterhändler in Paris vereinigt zu sehen, um dem spanischen Finanzminister beim Kaufmannsstande und den Cortes ein erhöhtes Relief zu geben. Diesmal war auch ein gewiegter Berliner Bankdirektor, Herr Fürstenberg, an die Seine geeilt, was soviel bedeuten soll, als daß es sich um eine große internationale Anleihe handelt. — Keine bloße Hilfsaktion, die aus Napoleonsendungen besteht, auch von einer Kommissionsbank, wie dem Credit Lyonnais, besorgt werden könnte und deren Ziel eine Herabminderung des hochgestiegenen Goldagios wäre, sondern endlich jenes umfassende Anlehen, das Spanien bereits während des Krieges zu machen wünschte, mit dem die Hochfinanz bis zur Herstellung des Friedens vertröstete und das bis heute noch ausstand. Es hieße, die falsche Ansicht von der schlechten Lage des genannten Königreiches verdoppeln, wollte man annehmen, es hätten dabei di Geldgeber überhaupt gefehlt, wo doch die Herren in Madrid mindestens ebenso störrig gewesen sind. Im Gegenteil! Kapitalisten wie Bankmänner in Paris, Berlin,

London, Frankfurt haben sich über die Hilfsquellen jenes mit Mineralschätzen so wunderbar gesegneten Landes einmal über das andere geirrt. Man glaubte, die Spanier würden sich wie die Löwen wehren, so etwa wie seinerzeit gegen die Truppen Napoleons, aber freilich Bankerott machen müssen. Statt dessen haben sogar strategisch gebildete preußische Offiziere — ihre Wetten verloren. Die Spanier ließen sich nicht nur spielend besiegen, sondern hatten nirgends eine Heldenthat dabei aufzuweisen. Dagegen stellten sie ihren Couponsdienst keineswegs ein, und als nach Friedensschluß prachtvolle Kolonieen verloren waren, sowie eine ungeheure Schuldenlast aufgetürmt, begannen die Exterieurs langsam aber stetig zu steigen. Selten hat der sogenannte gesunde Menschenverstand eine so offenkundige Niederlage erfahren, denn Alles, was nur rechnen konnte, hatte eine Zahlungsstockung schon lange, lange als ganz unausbleiblich angenommen. Als die Habsburgische Monarchie nach Königgrätz und dem Prager Frieden dennoch sich in Kredit zu setzen wußte, war es wenigstens die neue Entfaltung aller Kräfte, welche dort begründete Aussichten verlieh. Indessen Spanien hatte lediglich seine glänzendsten Handelsverbindungen verloren, ohne daß gesetzlich viel geschah, um den inneren Druck der alten, so furchtbaren Geistesmächte irgendwie bannen zu helfen. In der Auslandspresse war daher auch über die wirtschaftliche Kraft des spanischen Volkes wenig nachzulernen! Die englischen Blätter machen gewohnheitsgemäß die Wohlfahrt eines jeden Landes erst von dessen reinem konstitutionellen System abhängig. Die französischen Journale sahen die Zahlungsschwierigkeiten bei den spanischen Eisenbahnobligationen, ohne gerechter Weise daran zu denken, daß dort seiner Zeit mit Pariser Geld nur solche Schienenwege gegründet wurden, welche dem französischen Ausfuhrhandel dienten, anstatt der Entwickelung des Pyrenäenlandes an sich. Und die deutschen Handelsteile addierten und subtrahierten fortwährend an den Einnahmen und Ausgaben des Budgets herum, um dann über ein unvermeidliches Defizit nicht hinwegkommen zu können. Die Folge war, daß man bei uns, wo sonst (wenigstens in Süddeutschland) gerne zu niedrigen Kursen gekauft wurde, jene ganze in ihrer Art beispiellose Haussebewegung nicht mitmachte. — Beispiellos in der That! Denn die Union, welche unmittelbar nach ihrem so verheerenden Bürgerkriege einen Wiederaufschwung begann, repräsentierte eine rastlose, scharfsinnige Bevölkerung, noch dazu mit technischem Genie begabt, während die Spanier behaglich weiter dahinleben, mit konservativem, aber keineswegs vordringendem Handelsgeist und erst den Anfängen einer modernen Industrie. Oder glaubt man vielleicht im Ernste, daß jene Tumulte dort gegen die Mönche aus einer Leidenschaft für Fabrikation und Welterport hervorgehen?

In Wahrheit hatte man die gesättigte Wohlhabenheit der Spanier fast übersehen, ebenso wie jetzt das unaufhörliche Zurückströmen der italienischen Anlagewerte in ihr Heimatsland noch bei weitem nicht genügend beobachtet wird. Seit wie vielen Dezennien sind aber nicht die spanischen Interieurs an den ausländischen Börsen völlig verschwunden, die dort einst eine so große Rolle spielten? Und einen wie enormen Prozentsatz der Exterieurs, d. h. der Goldanleihen, hat Spanien schon seit langem aufgenommen? Diese beiden Thatsachen müßten allein schon genügen, um uns über die Hilfsquellen des Landes, u. a. auch seine Barmittel, die Augen zu öffnen. Wäre unter den letztverflossenen Kriegsverhältnissen noch der Schwerpunkt für Exterieurs wie früher in Paris gewesen, so hätten die Kurse überhaupt keinen

Halt gehabt. Die Käufer, die damals von den spanischen Börsen her immer wieder hervortraten, würden gefehlt haben und andererseits die Zahl der Fixer Legion gewesen sein. Wie schwer eine mächtige Baissespekulation wiegen kann, ließ sich noch vor der Zahlungseinstellung Portugals ersehen, die ohne die ununterbrochene französische Contremine wohl kaum zu denken gewesen wäre. Das erst hat den Kredit Portugals ruiniert, als es noch Zeit gewesen wäre, durch kleinere neue Anleihen das größte Übel vielleicht zu verhüten. Bei Spaniern aber verriet sich das gerade Gegenteil von Schwäche! In Madrid, Barcelona, Sevilla etc. standen beständig Käufer bereit, so daß nunmehr die Pariser Abwärtsspekulation mit ihrer nur zu natürlichen Deckungsangst sogar noch einen weiteren Faktor für die Kurssteigerung bilden konnte.

Die spanische Industrie ist in dem fleißigen, textilkundigen Catalonien derartig zentralisiert, daß diese Provinzen mit ihrer mehrhundertjährigen Abneigung gegen das Gesamtreich nur zu lange klagen, wie lediglich der Norden ganz Spanien ernähren müsse. Die Mineralschätze, ebenso umfangreich als kostbar, liegen ziemlich brach, wenigstens im Verhältnis zu dem Range, den die betreffende Ausbeutung wirklich am Weltmarkt einnehmen könnte. Nur Eisenerze erfreuen sich einer gewaltigen Förderung, aber es ist die Energie der fremden Hüttenwerke, welche dies veranlaßt, da bekanntlich Erze das Brot für unsere Roheisenproduktion bilden. Die Erzeausfuhr, besonders nach Rheinland-Westfalen via Rotterdam und Antwerpen (Emden kommt leider erst jetzt auf), bildet für die spanischen Grubenbesitzer eine wahre Schatzkammer und derjenige Finanzminister, welcher auf diese Verschiffungen einen Zoll legen würde, anstatt die Goldzölle auf die Importwaren einzuführen, hätte seinem Lande einen nützlicheren Dienst erwiesen. Nur die fremden Großverbraucher, vor allen die deutschen Stahl- und Eisenwerke, hätten dann einen solchen Ausfuhrzoll zu bezahlen — da es in spanischen Erzen kaum eine nennenswerte Konkurrenz giebt. Was dann aber, so werden Vorsichtige fragen, wenn wir erst den Moselkanal haben, so daß wir unsere Eisenerze aus Lothringen und Luxemburg beziehen können? Erstens werden darüber noch Jahre vergehen und ferner würde das für Spanien von noch größerem Vorteil sein. Denn bis dahin werden die sogenannten Bilbaoleute ihren längst bekannten Zielen näher sein und ihre Erze im Lande selbst verhütten. Heute verkaufen sie nach der Fremde den allerdings kostbaren Rohstoff, den sie in Form von Ganz- und Halbfabrikaten zum Eigengebrauch weit teurer zurückempfangen. Später werden sie nicht allein diesen Bedarf selbst decken können, sondern auch noch im Welthandel eine erste Exportfabrikation hervorbringen. Zum Verhütten der Erze gehört in erster Linie Kohle, und beide Rohstoffe liegen gewöhnlich nicht allzu entfernt von einander. Die spanische Kohle, man achte nur auf die nach diesem Grubeneigentum schon lange vorgestreckte englische Hand, gilt aber als ebenso vorzüglich wie reichhaltig vorhanden, so daß man von den Fundstätten der Erze nur noch mehr kürzere oder längere Kohlenbahnen zu bauen brauchte — was die fremden Banken wohlweislich nie gethan haben —, um das dortige Hüttenwesen ansehnlich emporzubringen. Ob hierzu die eigenen technischen Kräfte sofort ausreichen, ist gleichgültig, da schon ganz andere Länder, selbst Deutschland, in dieser Beziehung erst lernen mußten.

Durchzieht einmal der Erwerbssinn ein bisher romantisches, oder auch zurückgebliebenes Volk, so geht die Entwicklung erfahrungsmäßig rasch vorwärts. Die

bedeutendste Zukunft jenes Landes läge also in der Begründung eines aktiven, d. h. exportfähigen Hüttenwesens. Hierdurch würden zahlreiche Klassen kaufkräftiger werden, die dann wieder der katalonischen Textilfabrikation wichtige Absatzgebiete eröffnen könnten. Kurzsichtiger Weise ließe sich ja aus einer solchen Unabhängigkeit alles mögliche Zittern und Zagen, für unsern Ausfuhrhandel ableiten. Indessen hat die deutsche Kaufmannschaft ein größeres Interesse daran, Spanien als ein Land mit wachsender Kaufkraft zu erblicken, das uns dann noch mit tausend neuen Bedarfsartikeln als Abnehmer sicher sein würde. Nicht die künstliche Situation einer in seiner Kultur aufgehaltenen Nation nützt dem Großhandel, sondern die natürliche Erschließung aller Hilfsquellen, welche Wohlstand und Komfort, und somit auch den neuen Bezug fremder Waren ergiebt.

Wird jenes große internationale spanische Anlehen perfekt, so finden auch die betreffenden Bankgruppen einen natürlichen Ansporn, die eben hier entwickelten Gesichtspunkte mit Geld und sonstigen Thaten geltend zu machen. Denn je fortschreitender dort Industrie und Handel sind, desto sicherer werden die betreffenden Staatspapiere, desto stetiger muß sich auch deren Bewertung erhöhen. Spanien fehlt es, wie einst dem Mexiko vor Bleichröder, an einem festen auswärtigen Finanzkonsortium, das nicht nur jetzt eine außerordentlich große Transaktion auf seinen Namen nimmt, sondern auch beständig, als allerdings solider Kreditgeber, zur Hand bleibt. Hohe Zinsen für schwebende Schulden, welch letztere nicht viel kleiner als Morgansche Vermögensschätzungen sind, fressen alle gesunde Staatswirtschaft auf.

Es erübrigt nur noch die Frage wegen der Beteiligung Deutschlands an einem solchen Anlehen. Bekanntlich ist die erste finanzielle Vertretung, welche Spanien offizieller Weise in unserer Reichshauptstadt einrichtete, kein besonderer Erfolg gewesen. Die Herren in Madrid, trotzdem sie den Schwerpunkt ihrer Exterieurs gerade in Süddeutschland recht gut kannten, bestanden trotz aller Gegenvorstellungen auf Berlin und die letztere Börse ergriff damals diese schöne Gelegenheit, um Spanier zu — fixen. Immerhin ist es möglich, daß ein großes konsolidiertes Papier nunmehr anders bei uns behandelt wird, besonders, wo das Ursprungsland selbst zumeist darin als Käufer auftreten würde. Unserem eigentlichen Börsengeschäft könnte kein erfrischenderes Element beigemengt werden, als das Hinzutreten eines großen Rentenpapiers mit weitestem Markt. Nur müßte dieses einen relativ niedrigen Kurs haben, d. h. als Spekulations- und nicht etwa als Anlagepapier eingeführt werden. Der letztere Charakter, ungeachtet früherer verständigerer Absichten, hat s. Z. die Portugiesen von vornherein auf eine schiefe Ebene gebracht. Bliebe nur noch die Frage übrig, ob es uns überhaupt nützen dürfte, unser Geld im Auslande statt im Inlande anzulegen. In einer solchen Ausschließlichkeit würde jedoch die ganze Frage zu jener Phrase, mit der überlegte Agitatoren so gerne ihrem speziellen Publikum schmeicheln, das ja nicht einmal im — Inlande irgend etwas anzulegen hat, die ganze Sache also weniger persönlich behandeln kann. Zum mindesten darf sich ein stattlicher Teil unserer Vermögenden für eine solche neue Rente interessieren und dies aus Gründen, die hier noch ein besonderes Kapitel ausfüllen werden.

S. v. H.

---

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Heckscher, Verlag von Alfred Janssen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Verlag von Alfred Jansen, Hamburg.

## Otto Speckters Vogelbuch

Mit Gedichten von **Gustav Falke.**

Geb.: 1 Mark.

29 Zeichnungen. 26 Gedichte.

Das Buch ist wert in ganz Deutschland bekannt zu werden. Ist es erst bekannt, um seine Beliebtheit bei groß und klein ist uns nicht bange. (Leipziger Zeitung).

**Zu beziehen durch die Buchhandlungen.**

B. Behr's Verlag (E. Bock) Berlin W. 35

## Eduard Mörikes Leben und Werke

von **Karl Fischer.**

**Mit vielen Abbildungen.**

Geh. Mk. 5.—, Geb. Mk. 6.25

Straßburger Post. „Karl Fischer ist ein glänzender Stilist, und so hat er das quellenmäßige Material geschickt auch in glänzender Darstellung verarbeitet. . . . . Die Würdigung von K. F., die der Verlag sehr schön ausgestattet hat, und die viele, sehr hübsch ausgeführte Abbildungen beleben und noch anschaulicher machen, . . . sei für die Festzeit als **Geschenk für die reifere Jugend und gebildete Frauen** bestens empfohlen.

# Für den Weihnachtstisch

## Schriften von Otto Ernst

**Gedichte.** Neue revid. Ausgabe . . . . . Brosch. M. 2.50

**Stimmen des Mittags.** Neue Dichtungen . . . . . Brosch. „ 2.50
Geb. „ 3.50

**Die größte Sünde.** Drama in 5 Akten. Neubearbeitung. Drittes bis fünftes Tausend „ 2.—

**Flachsmann als Erzieher.** Komödie in 3 Akt. Siebzehnt. b. neunzehnt. Taus. Brosch. „ 2.—

**Ein frohes Farbenspiel.** Hum. Plaudereien. Siebentes u. achtes Tausend . . . . . „ 2.50

**Jugend von heute.** Eine deutsche Komödie in 4 Akten. 5. Auflage . . . . . „ 2.—

**Offenes Visier!** Gesammelte Essays a. Litteratur, Pädagogik u. öffentlich. Leben M. 3.—

**Aus verborgenen Tiefen.** Novellen u. Skizzen. In drei Bänden . . . . . à „ 1.—

**Narrenfest.** Satiren u. Burlesk. „ 2.—

**Kartäusergeschichten.** Novell. und Skizzen . . . . . „ 2.25

**Buch der Hoffnung.** Neue Folge der gesammelten Essays. In zwei Bänd. Erster Band „ 3.—
Zweiter Band „ 4.—

Separat erschien:

**Der süße Willy.** Ein humorist. Erziehungsidyll Eleg. geb. „ 1.20

**Für gebundene Exemplare in eleganten modernen Einbänden erhöhen sich die Preise um Mk. 1.—.**

Vorrätig in allen besseren Buchhandlungen.

**Verlag von L. Staackmann, Leipzig.**

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

## Gustav Falkes Romane:

Aus dem Durchschnitt 2. Aufl. Geb. 3 M.
Der Mann im Nebel . . . . Geb. 3 M.

## Gustav Falkes Gedichte:

Mit dem Leben (1899) geb. 3 M.
Neue Fahrt (1897) geb. 4 M.
Tanz und Andacht (1892) geb. 4 M.
Mynheer der Tod (1891) geb. 4 M.

## Gustav Falke als Lyriker

Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier.

**Geb. 2 Mark 50 Pf.**

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

## *Für Nietzsche-Freunde!*

**Verlag von H. Haessel, Leipzig.**

Complet ist soeben erschienen (Prospecte gratis):

## Zarathustra-Commentar von Gustav Naumann

Bd. 1—4, auch einzeln käufl. Geh. ℳ 13.—, geb. ℳ 15.—.

*Dies Buch ist für jeden, der sich mit Nietzsche beschäftigt, von grösster Bedeutung und trägt besonders zum Verständniss von Ideen bei, die im genialen Vortrag Nietzsches für die Nochnichtwissenden allzuharte philosophische Nüsse bilden.*

## Wiederkunft.

Sonderabdruck a.d. Zarathustra-Commentar. Preis 75 Pf.

Von demselben Verfasser erschien früher:

## Antimoralisches Bilderbuch.

Beitr. z. vergleich. Moralgeschichte. | Geh. ℳ 5.— Geb. ℳ 6.—

„Das Verdienst der Arbeit liegt in ihrer negativen Seite: in der Virtuosität, womit der Verfasser das Pharisäische unserer offiziellen Moral, die Selbsttäuschung, die Lüge darin nachweist. Er ist ja keineswegs der erste, der dies thut, aber er thut es mit außerordentlichem Geschick."

## Geschlecht u. Kunst

Prolegomena z. physiolog. Aesthetik. Geh. ℳ 3, geb. ℳ 4.

„Gegen die heuchlerischen Zionswächter der Moral richtet sich dies vor einiger Zeit erschienene interessante und lehrreiche Werk. Es ist eigentlich keine polemische Schrift. Naumann ist ein ruhiger, sachlicher Denker. Aber indem er seine eigenartigen Anschauungen über die Kunst entwickelt, bekundet er gleichzeitig dadurch, wie thöricht, wie roh und kunstfeindlich das bilderstürmerische Treiben unserer Dunkelmänner ist." (Wiener Tagebl.)

**Ein prächtiges Weihnachtsgeschenk!**

Soeben erschien:

## Manuia Samoa

**Samoanische Reiseskizzen und Beobachtungen**

von **Richard Deeken.**

Mit ca. 40 meist ganzseitigen Vollbildern.
Preis hocheleg. brosch. M. 4.—, i. künstler. Origin.-Bd. geb. M. 5.—

„Manuia Samoa" bietet für den Kolonialfreund vieles Neue und Wissenswerte, besonders über die Entwickelung der Kolonien unter deutscher Flagge; die spezialwissenschaftliche Bedeutung des Buches aber wird weit überwogen von dem litterarischen Wert, nicht zuletzt wegen seiner Eigenart, welche auf diesem Gebiet wohl bis jetzt einzig ist in der deutschen Litteratur, und in gewisser Weise an die indischen Skizzen Kiplings erinnert.

Die zahlreichen prächtigen Abbildungen ermöglichen es dem Leser, sich ganz in das tropische Südsee-Paradies hineinzuversetzen und befähigen ihn, die Empfindungen des Verfassers in ihrer ganzen Tiefe zu verstehen.

„Manuia Samoa" ist ein prächtiges Geschenk für Herren, aber auch für die deutsche Frau ist es eine reizvolle Gabe.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen; wo nicht erhältlich, auch direkt vom Verlage.

**Oldenburg** i. Gr. **Gerhard Stalling**
Verlagsbuchhandlung.

Soeben erschien:

## Hamerlings Werke.

Volks-Ausgabe in 4 Bänden.

Ausgewählt und herausgegeben von

**Dr. Michael M. Rabenlechner.**

Mit einem Geleitwort von

**Peter Rosegger.**

**Zweite Auflage.**

Inhalt: Ahasver in Rom. — Der König von Sion. — Homunkulus. — Amor und Psyche. — Germanenzug. — Danton und Robespierre. — Tent. — Venus im Exil. — Sinnen und Minnen. — Blätter im Winde. — Gedichte aus dem Nachlaß. — Ein Schwanenlied der Romantik. — Aspasia.

Preis in 4 eleganten Leinenbänden Mk. 20.—

**Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.**

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

# Romane und Novellen deutscher Dichter.

## Der Mann im Nebel.

Roman von **Gustav Falke.**

Geb. 3 Mark.

Das Buch wirkt und spricht an und lehrt auch etwas, freilich durch ein trauriges Exempel. (Grenzboten.)

## Peter Michel.

Ein Roman von **Friedrich Huch.**

Geb. 5 Mark.

Die meisten werden viel lachen bei diesem Buch — denn gar Komisches und Drolliges ist reichlich ausgesäet — manche werden ironisch schmunzeln, wenige aber sich die Lippe beißen, daß Blut herausspringt. (L. Klages i. Lotsen.)

## Einsamkeit.

Die Geschichte eines reinen Thoren.

Roman von **Rich. Huldschiner.**

Geb. 3 Mark.

Mit allen seinen technischen und inneren Schwächen ist „Einsamkeit" ein seltsam anziehendes, rührendes Buch. Heiße Empfindungen brechen daraus hervor, süße Laute klagender Sehnsucht durchzittern es und starke Fäden spinnen sich von der Seele des Einsamen zu den hohen Wundern der Gebirgsnatur. (Bresl. Morgenztg.)

## Aus dem Durchschnitt.

Roman von **Gustav Falke.**

2. Auflage. Geb. 3 Mark.

Der Dichter rollt in seinem Roman ein echtes Stück Hamburger Lebens ab. (Hamb. Echo.)

## Sirenenliebe.

Ein Rivierraroman von **H. And. Krüger.**

Geb. 3 Mark.

Die Handlung, in der nordisches Pflichtbewußtsein und südliche alle Grenzen der Sitte und Gesellschaft keck überschreitende Feuerglut aufeinanderstoßen, spielt an der Rivierra. Neben dem packenden Kontraste der beiden Hauptgestalten ist auch das landschaftliche Relief des über das gewöhnliche herausragenden Romans sehr gut wiedergegeben. (Pfälzische Presse.)

## Schicksale.

Novellen von **Wilh. Poeck.**

Geb. 3 Mark.

Inhalt: Junge Leiden — Felicitas — Im Schatten — Knechtsehre.

Poeck ist ein Meister in der Schilderung der einfachen und doch so tragischen Schicksale einfacher Menschen. (Hamb. Echo.)

**Zu beziehen durch die Buchhandlungen.**

---

## Victoria-Zwieback

ist der feinste

**Naturbutter-Zwieback**

der Welt, Fürsten und Könige führen ihn auf ihrer Kaffeetafel.

**Grosse elegante** lackirte Blechkasten m. 260 Stck. **4 Mark** franko gegen Nachnahme, ohne alle weiteren Unkosten.

**Harry Trüller, Celle 45**

Grösste Zwieback-Fabrik Europas. 12 mal prämiiert.

---

Firma 1870 gegründet.

Bei Baarzahlung höchster Rab. u. Freisendung, bei Abzahlung entsprechend.

Erstklassige

Längste Garantie.

## Emmer-Pianinos

**Flügel — Harmoniums.**

Fabrikate.

Fabrik:

**Wilhelm Emmer**

Berlin 291, Seydelstrasse

Preisliste, Musterbuch umsonst.

Allerhöchste Auszeichnung.

---

Familienheim für Erholungsbedürftige

## Dr. Schwarz, Arzt

Bad Oldesloe — Bahn Hamburg-Lübeck

---

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg

Der Sozialdemokrat

## Johannes Wedde

als litterarische Grösse

**von Johs. Herm. Müller**

Brosch. 1 Mark.

Unsere

# Weihnachts-Ausstellung

ist eröffnet!

## Reise-Ausrüstungen

für alle Weltteile.

---

! Herren-Konfektion
Seifen u. Parfümerien !

---

## Luxus- und Lederwaren.

Versilberte und vernickelte Waren.

Phantasie-Möbel.

---

## Hausstands-Artikel.

Küchen-Einrichtungen.

---

Unsere

## Spielwaren-Abteilung

ist eine Sehenswürdigkeit Hamburgs.

# R. BEINHAUER SÖHNE

Neuerwall 59 Hamburg Neuerwall 59

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Die Verlagsbuchhandlung.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Alle Dinge geschehen nur einmal! Das ist das Wahre
Geheimnis des ewigen Wiederkunft. — —